

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

1/84

September



Unser Dasein ist nicht lang genug, daß wir
geduldig sein dürften. Immer drohen Rückschläge;
das wenige Schlechte, von dem wir zuviel erwarten,
schickt sich an, auch noch unterzugehen.

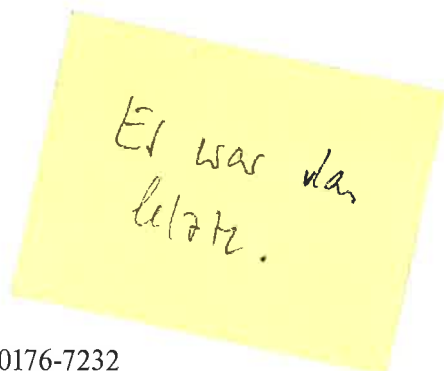
(Heinrich Mann)



Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 02 11 / 3 61 33 60

Sepp Bierbichler, Dietrich Boekle, Peter Brokmeier-Lohfing, Claus Bremer, Jutta Brückner, Arthus (C) Caspari, Dankwart Danckwerts, Franz Josef Degenhardt, Dieter Dehm, Frank Deppe, Fred Eckard, Klaus Eder, Gisela Elsner, Bernt Engelman, Wolfgang Florey, Gerd Fuchs, Georg Fülberth, Christian Geissler, Ludwig Harig, Helmut Heißenbüttel, Robert Katzenstein, Hans Christian Kirsch (Frederik Hetmann), Hans-Jürgen Krysmanski, Renate Krysmanski, Hellmuth Lange, Arnhelm Neusüss, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann P. Piwitt, Hans Platschek, Dagmar Ploetz, Helmut Ridder, Roman Ritter, Witich Roßmann, Georg Rückriem, Peter Rühmkorf, Erika Runge, Hans Jörg Sandkühler, Karl Heinz Scherfling, Ronald M. Schernikau, Michael Schneider, Charles Schüddekopf, Peter Schütze, Michael Springer, Norbert Stratmann, Dieter Süverkrüp, Uwe Timm, Hermann Treusch, Rafael de la Vega, Alexander Voegele, Maria Vonderbank, Franziska Wiethold



ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Organisation: Helga Bodentab
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3 6133 60

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
Einzelheftpreis 15,- DM, im Abonnement 12,- DM + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Jahresende

Copyright©:

Zeitschriften- und Buchverlag GbR P. Maiwald, MG. v. Bentivegni
Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 200 100 20)

Gestaltung: Prof. Kurt Weidemann
Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
Anzeigenpreisliste 1/84

Hans Platschek	
Bislang kam etwas Wesentliches nicht zur Sprache	2
Thomas Neumann	
Ein ruhiges Land	3
Gerd Fuchs	
Die Wahrheit der Form — Die Form der Wahrheit	9
Michael Springer	
Inseln am Ende der Welt	13
Georg Fülberth	
Drei Notizen ohne Fußnoten zum Einstieg in das Nachdenken über CDU und CSU	25
Hermann P. Piwitt	
Ein Held wird geboren	31
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden	36
Karl Pawek	
Die nützliche Mär von der bösen Gewalt	37
Franz Josef Degenhardt	
Die Lehrerin	45
Michael Schneider	
Bomben-Existentialismus	47
Michael Ben	
Honi soit qui mal y pense	54
Maria Vonderbank	
Stuttgart, Friedrichstraße	56
Ronald M. Schernikau	
Die Wahrheit ist westlich	57
Dieter Süverkrüp	
Gebet eines Dissidenten	59
Peter Maiwald	
Notizbuch 1	64
Arnhelm Neusüss	
Enttäuschte Gewißheit — Nachwort zur Krise des Marxismus	66
Hinter dem Rücken der Avantgarde — Zeitschriftenschau	76
Autorenverzeichnis	78

Bislang kam etwas Wesentliches nicht zur Sprache, etwas, das sich, seiner Natur nach, der Sprache entzieht. Es handelt sich um die Farbe. »Rot«, mit diesen drei Buchstaben hingeschrieben, ist etwas anderes als die so bezeichnete Qualität. Selbst für Physiker gibt es keine Meßwerte, aus denen hervorgeht, daß Wellen von einer bestimmten Frequenz im Auge einen Reiz hervorrufen, der als Rot bezeichnet werden kann. Die sinnliche Bemächtigung dieser Farbe gibt sich eindeutig; ihre geradezu körperhafte Präsenz ist der des Trinkwassers, des Zigarettenrauchs und der Ofenwärme nicht unähnlich. Die drei Buchstaben »Rot« hingegen sind ein Behelf, der in keiner Weise die Abtönung eines Rot und sicher nicht einmal das Rot selber zum Ausdruck bringt. Hier ist die Sprache auf Hintertüren angewiesen. Sie gebraucht van Gogh in den Briefen an Theo: es ist von einem Aprikosenrosa die Rede, das vor einem »glorreichen« weißblauen Himmel steht, von einem Buttergelb oder von der milchkaffeeartigen Tönung einer Haut. Aber solche Definitionen beziehen sich eher auf Wortgebilde, die sich in Sätzen zusammenfassen lassen und die Farbe auf eine erschreckende Weise verfehlen können. Angesichts des Wortes »Rot« muß man sich einigen: meint man ein Karmin, meint man ein Zinnober oder meint man eine unvorhergesehene Mischung? Wie stellt man schriftlich dar, daß ins Zinnober ein Lila eingebracht worden ist, oder eine Brechung mit Grün?

HANS PLATSCHEK

Thomas Neumann

Ein ruhiges Land

Während ihrer kurzen Geschichte sind der Bundesrepublik viele Krisen voraus- und nachgesagt worden, wirklich waren sie nie. Prognosen, die größere Erschütterungen aus aktuellen Widersprüchen ableiteten, mußten revidiert werden und wurden revidiert. Ihrer erstaunlichen Stabilität und Beweglichkeit Problemen gegenüber, die in Gesellschaften mit homogener Geschichte nationale Notstände ausgelöst haben, hielt kein Lehrbuch der politischen Ökonomie stand. Sie hat 13 Millionen Flüchtlinge integriert, in drei Jahrzehnten die Produktionstechnik zweimal ausgewechselt und ihre Sozialstruktur so verschoben, daß die Statistiken der fünfziger und der achtziger Jahre Bilder ganz verschiedener Gesellschaften zeigen. Aber die BRD ist sich gleich geblieben. Die Zahl der Studenten überstieg die Zahl der Landwirte, ungeachtet dessen oder deshalb hat sich die Agrarproduktion vervielfacht. Den Prozeß begleitete kein Bauernaufstand, aber eine Studentenrevolte.

Das alles geschah mit und mittels eines Volkes, an dessen Vergangenheit nichts zu deuten ist, und nach der Teilung des Reichs, also bei zweifach gespaltenem Nationalbewußtsein. Es lief nicht nur ohne Krisen von Bedeutung — wir waren ja schon froh, als der Konjunkturzyklus 1967/68 wieder in Erscheinung trat —, es lief so, daß bei der ungewöhnlichen Konstellation, wie unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen zu sagen wäre, die Bundesrepublik sich stürmisch vorwärts entwickelte. Einen vergleichbaren Wohlstand gab es nicht in der eigenen und auch nicht in der Geschichte eines anderen Landes. Die Bevölkerung ist im ganzen von stattlichem Gewicht, zur besseren Regulation ihres Energiehaushaltes wurden Trimm-Dich-Pfade angelegt.

Alles in allem ist das kein Ausdruck von mangelnder politischer Kultur, wie in jüngster Zeit geredet wird. Die staunenswerte Unerschütterlichkeit der vergangenen 35 Jahre zeigt im Gegenteil: Die Bourgeoisie hat 1945 ihre Lektion gelernt. Sie hat politische Kultur, wenn das Wort bedeutet, die politischen Einrichtungen nach gegebenen Interessen lebensfähig zu gestalten.

*

Ein Mechanismus, die Gesellschaft so flexibel zu halten, daß auch große Konflikte produktiv verarbeitet werden können, ist analysiert und allgemein bekannt unter der Losung: Solidarität der Demokraten. Die leitenden Apparate sind intelligent aufgebaut. Sie vereinen hohe Integrationsfähigkeit mit minimaler Durchlässigkeit zur Spitze. Es ist gesichert, daß die herrschenden ebenso wie die ihnen verbundenen Eliten aus der Welt der Arbeit sich kennen und vertrauen. In den letzten 20 Jahren versagte der Mechanismus nur ein einziges Mal und nur für wenige Tage. Die Jusos wählten einen Vorsitzenden, der unmittelbar nach Amtsantritt die Bundesrepublik eine Klassengesellschaft nannte. Drei Tage später war er wieder beim Fußvolk.

Die Erfahrungen des Faschismus, der einen Bruchteil seiner selbstgesetzten historischen Zeit dauerte, sind von seinen Urhebern verarbeitet worden. Sie haben gelernt, daß unter der Decke von Demokratie die Macht recht unbeschränkt gehandhabt werden kann. Bonn ist nicht Weimar.

Der politischen und ökonomischen Herrschaftstechnik kam zugute, daß die Gegner der Solidarität der Demokraten gesellschaftliche Widersprüche meist historisch abgeleitet, und nur nachgeordnet aktuell aufgriffen. Die Mahnung gegen alle Erscheinungen, die zu Recht oder Unrecht als Wiederbelebungen des Faschismus gedeutet werden können, teilt die demokratische Illusion des hier und heute. Der stets parate Vorwurf der Verfassungswidrigkeit, erhoben gegen jene, die das Grundgesetz als ihren eigenen Boden betrachten, macht ihnen die Konzession, auf dem richtigen Boden zu stehen. Wenn aber die Wahrnehmung von Klasseninteressen zu Verfassungswidrigkeit erklärt wird, worüber Lassalle sich schon wunderte, dann wird das Dokument zur Offenbarung; dann hat Ernst Breit recht, sich und anderen den politischen Streik zu verbieten.

*

Der zweite Mechanismus gesellschaftlicher Stabilisierung ist erst jetzt, bei abnehmender Wirksamkeit, im ganzen Umfang zu erkennen, die provinzielle Maske, hinter der Interessenlagen verborgen bleiben, die delegierte Souveränität und Aggressivität, die die weltumspannenden unternehmerischen Engagements von Siemens, Höchst und MBB in ein mildes Licht rücken. Es stimmt nicht, daß Strauß ernsthaft je beklagt hätte, der ökonomische Riese BRD sei politisch ein Zwerg. Nichts konnte den Riesen besser schützen als seine politische Zwerghaftigkeit.

Im Schutze der Maske brauchte kein Mensch sich zu fragen, und fragt auch keiner, wer die Bananenpflücker in Kolumbien in Schach hält, wenn sie angesichts des ihnen verbleibenden Rests ihrer Arbeitsergebnisse, die hier immer noch — anders als altländische Kirschen — pfundweise für 90 Pfennige zu haben sind, ungemütlich werden. GIs tun das. US-Militär sichert unser Öl im persischen Golf. Und wenn die Welt schon voll Degussa ist, das wachhabende Personal stellen die USA.

Die Freundschaft zu den USA, genannt Amerika, hat der BRD eine saubere Weste gemacht. Und es hätte nicht des Bekenntnisses von Kennedy bedurft, er sei ein Berliner, um zu wissen, daß die meisten Bundesbürger gern Amerikaner sind; nicht in Wirklichkeit, Deutsche hinter amerikanischer Maske.

Niemand traut Tchibo die Bosheiten der United Fruit Company zu. Das Schlimmste, was es auf unserem kleinen Erdboden gibt, ist die Bildzeitung, und der bedauernswerte Springer sah sich den bislang am meisten antikapitalistischen Emotionen ausgesetzt. Die Siemens-Sklavenhalter in Südafrika werden nicht behelligt, weil sie schwarzen Arbeitern das Leben mit der Familie verbieten; Chemiekonzerne nicht für den Vertrieb hierzulande verbotener Medikamente in Lateinamerika.

Die politische Maskierung der unternehmerischen BRD-Interessen hat genau besehen aber nicht nur dem Kapital den Vorteil gebracht, sauber zu erscheinen. Es wäre falsch zu behaupten, die GIs hätten nur Tchibo und Degussa die Empörung der Billiglöhner vom Hals gehalten und auf diese Weise nebenbei die Besitzstandswahrung deutscher Arbeitnehmer gesi-

chert. Die Maske hat auch andere Realität. In der Bundesrepublik wurde kein nationalistisches Bewußtsein geweckt; es war nicht nötig. Die Aufgaben des Alldeutschen Vereins der Wilhelminischen Ära, der Kolonialbrüderschaften und anderer Schutz- und Trutzbündnisse, die ganze nationale Rotunde haben die USA für ein paar Milliarden Sold übernommen. Das ist auch ein Grund für die Ruhe diesseits der deutsch-deutschen Grenze. Ein keineswegs gewöhnlicher Fall. Neigt sich die schöne Zeit, wie man so sagt, ihrem Ende zu?

*

Irving Kristol — Sozialwissenschaftler und Publizist der konservativen USA — behauptet, die Ära des liberalen Internationalismus, die von 1945 bis 1980 dauerte, sei abgeschlossen. Den zahlreichen Argumenten für eine Europäisierung der NATO, die seit Beginn des Jahres die militärstrategische Aufmerksamkeit fesseln, fügt er hinzu: »Wenn den westeuropäischen Nationen ihr Selbstvertrauen zurückgegeben wird, könnte das vor allem den nationalistischen Geist wiederbeleben, der für eine erfolgreiche Außenpolitik unerlässlich ist. Man kann in unserem Jahrhundert keine erfolgreiche Außenpolitik betreiben, wenn man nicht aus einem nationalistischen Impuls heraus handelt.«

Die Vision ist bedrohlich und wirklich. Das Phantombild einer nationalistischen Bundesrepublik läßt sich zeichnen.

*

Der Einstieg — in der BRD beginnen Veränderungen immer mit Einstiegen und hören dann auch auf, worauf man hoffen, aber nicht bauen kann — der Einstieg in den deutschen Nationalismus der BRD läuft nicht unter diesem Firmenzeichen. Die amerikanische Freundschaft zum Zwecke nationaler Verborgenheit wird nicht aufgekündigt. Sie wird ergänzt. Europäische Sorgen werden im Namen der USA angemeldet, als Beistand. — Nicht Amerika ist zu stark, Europa ist zu schwach, sagt Genscher. Aber es wäre lächerlich anzunehmen, Europa sei als Zwischentappe auf dem Weg zu Deutschland ein den USA vergleichbarer Kostümverleih. In dieser Region ist die BRD auch politisch ein Riese.

Der wiederbelebte, neue Nationalismus, der die Bevölkerungen mehrheitlich für die Interessen der sie beherrschenden Minderheit bewegen soll, begann in den USA unter Präsident Carter. Aber erst sein Nachfolger weiß diese Ideologie zu handhaben, indem er sie frei macht von jeder ihr widerstehenden Sorge um sogenannte Menschenrechte. Die Regierung Reagans verfügt über ein kompaktes, wirksames ideologisches System, das den Namen Nationalismus verdient. In Westeuropa hat die britische Regierung als erste die Idee ergriffen und im Falklandkrieg demonstriert, wie man in wenigen Wochen nationale Emotionen schaffen kann, die als historisch überwunden vermutet wurden. Die sozialdemokratischen Regierungen Frankreichs und der BRD folgten. Aber für geistige Wendungen zu nationaler Selbstständigkeit und Größe taugte Helmut Schmidts Politik nicht. Seit dem Wechsel der Regierung ist deutlicher geworden, daß die USA der Bundesrepublik mehr als Krisenmanagement abverlangen, die Bundesregierung aber auch bereit ist, mehr zu geben und zu riskieren.

*

Günter Gaus ist einer der wenigen Politiker, der schon vor Kissingers euro-

päischer Botschaft die Zumutungen eines bundesrepublikanischen Nationalismus erkannte und die so aufregenden Artikel der Prawda vorausahnte. In der Bundesrepublik wird, so hat Gaus es herausgehört, revanchistischer gesprochen. Er hat eine Geneigtheit zu nationalistischen Tönen und Illusionen über die Folgen der Rüstungspolitik bemerkt. Bei so vorsichtigen Andeutungen braucht man sich nicht mehr aufzuhalten. Die Selbstentfesselung des ökonomischen Riesen hat bewegtere Gesten. 220 Millionen Amerikaner können nicht immer 300 Millionen Westeuropäer schützen, sagt Alfons Mertes. Stoiber: Die Deutschlandpolitik, so der Name für die Beziehungen zwischen BRD und DDR, läuft anders und erfolgreicher unter der neuen Regierung, weil sie auf nationaler Empfindung ruht, von deutschen Gemeinsamkeiten ausgeht.

Das sind Worte. Die Handlungen, den eigenen Imperialismus mit eigener, nicht geliehener Hemdsärmeligkeit auszustatten, sind drastischer. Seit 1984 hat die Bundesrepublik das Recht, außer Atomsprenköpfen jede Art Waffen zu produzieren; beginnt sie eine eigene Weltraumpolitik; ist sie bemüht, die einzelnen Teile der einheimischen Rüstungsindustrie zu einem nationalen Rüstungskonzern zusammenzuschieben. Noch ist sie nicht beteiligt östlich von Suez. Der Kanzler fährt noch mit Sombrero durch Mexiko. Wie alle seine Vorgänger spielt er den Partner, nicht den Herrn gegenüber Regierungen der 3. Welt. Aber wir bekamen auch schon ein paar Frontaufnahmen: Geißler mit Machete in Salvador; Todenhöfer auf Kriegspfad in Afghanistan; Strauß im Helikopter über Grenada.

Die Aufkündigung der Provinzialität, zu der die befreundeten Regierungen der USA, Frankreichs und Großbritanniens die Bundesrepublik drängen, nimmt sie nach dem Motto entgegen: Es einmal zu wagen, das Eis wird schon tragen.

Die Bundesrepublik ist zu stark, um weiterhin den Schwachen zu spielen, die ökonomischen Konkurrenzen zu ihren Freunden sind heftig geworden, die GIs allein reichen nicht mehr aus, um Tchibos Plantagenarbeiter Mores zu lehren, und sehen auch nicht ein, warum sie es tun sollten.

*

Im Innern der Bundesrepublik wurde die Provinzialität des politischen Zwerges angenommen. Das Wohlbefinden in der Hülle fand seinen Ausdruck. Die Inkarnation der Gesellschaft einschließlich in Pommern- und Ostpreußenvierteln seßhaft gewordener Flüchtlingsströme des deutschen Ostens boten Grass und Lenz. Heinrich Böll begleitete sie als Chronist der Verdrängung. Die Fachwerkhäuser der Kleinstädte sind renoviert, im Parterre haben sich Trend- und Jeans-Shops, Hair- und Sonnenstudios eingerichtet. Die Bundesregierung findet es am Rhein so wohnlich, daß sie sich sorgt, der Besuch Honeckers in dem stets provisorisch genannten Zentrum könnte Bonn das Hauptstädtische nehmen. Die meisten Bürger verlassen ihr Land nur während des Urlaubs. In der unaufgeregten Republik lebt es sich angenehm. Aber die Stimmungslage ist das nicht mehr. Die Provinz sucht nach Identifikation.

Der Schritt aus der Provinzialität zum Nationalismus hat den Namen geistige Wende; Helmut Kohl, der stolz darauf ist, nicht mehr zu wissen, welchen Sprachgebrauch er nachahmt, sagt geistige Erneuerung. Darüber haben sich hinreichend auch die belustigt, die mit anderen Worten von der-

selben Sache reden, deren ungesättigtes Bedürfnis nach Heimat jenseits der Supermächte aber der Wende sehr entgegenkommt. Es gibt nationale Bedürfnisse auf der Linken wie auf der Rechten und noch keine Auskunft, wo das hingehen wird.

*

Die Wiederbelebung des Nationalismus in verschiedenen Gegenden der Erde erscheint am sichtbarsten in den ideologischen Formen der Religion. Die rechten Renaissance des europäischen und deutschen Nationalismus begannen katholisch. Papst Johannes Paul II. hat schon Jahre vor den jüngsten Überlegungen zur Europäisierung der NATO von seinen Bischöfen die »Selbstevangelisierung Europas« verlangt und ließ dazu 1980 eigens einen Rat der europäischen Bischofskonferenzen gründen. Das zu evangelisierende Europa hat seine Ostgrenze am Ural, sein Feind ist der Marxismus, ein »Produkt Europas, aber auch die entschiedenste Absage an Europa.« Die Idee ist nicht von jener verschieden, die zum Kampf gegen das Reich des Bösen ruft.

Wenn Franz Kardinal König zur Erläuterung der päpstlichen Botschaft Jalta, das noch immer gültige Abkommen über die mitteleuropäischen Grenzen, als eine Zerstörung Europas und die deutsche Teilung als einen Akt europäischer Existenzvernichtung interpretiert, als einen Verlust der heilsgeschichtlichen Bestimmung Europas, dann kann das seinen nahen ebenso wie den ökumenischen Schafen billig sein. Und sie zögern nicht: »Was wir brauchen, ist eine christliche Kulturrevolution. Wir müssen wieder eine Nation werden, wir müssen die deutsche Neurose beenden, wir müssen die Ersetzung einer am nationalen Interesse orientierten Politik durch Selbstbeziehung, durch einen abstrakt-moralisierenden Pazifismus, durch eine unser Volk spaltende Form der Vergangenheitsbewältigung überwinden und müssen die Nation als das höchste irdische Gut, als ein irdisches Absolutes wieder erkennen lernen.« Günter Rohrmoser, Professor in Stuttgart-Hohenheim, kann das trotz der Studentenbewegung und ihres Kampfes gegen die Amerikanisierung der deutschen Universitäten sagen.

Unter Historikern ist das Nachdenken über Heimat und Nation, Geschichte und Identität der Deutschen selbstverständlich geworden. Diese Leute sind es auch, die in scheinbarer Sorge, die DDR oder die Linke in der BRD könnte ihnen bei der Wiederentdeckung der Nation die Schau stehlen, immerhin interessante Zusammenhänge entdecken. Michael Stürmer, einer von Kohls Professoren, sieht viele Zeichen, »daß ein neuer Nationalismus im Aufbruch ist, der zu seinen Anfängen auf der Linken zurücktastet«. Die Frage ist aber viel interessanter, ob der Friedensbewegung, ob den Grünen und Alternativen bekannt ist, daß und wie sich nationalistische Theorien bei ihnen ansammeln.

Wenn man die Forderung der Revision von Jalta als ein Symptom der Vermengungen nimmt, ist nicht zu übersehen, daß in den Bewegungen linke Leute von rechts in bedeutenden Positionen mitmachen. Für Mechttersheimer ist Jalta zumindest disponibel. Für Nationalrevolutionäre vom Schlag Henning Eichbergs ist es keine Schwierigkeit, Podien und Zeitschriften der Linken sich zunutze zu machen. Der Landesverband der Grünen in NRW fand für einen Unvereinbarkeitsbeschluß mit Mitgliedern des

Nationalrevolutionären Koordinierungsbüros gerade zwei Stimmen Mehrheit. Es ist aber nicht der Nationalismus bei Grünen und anderen, der sie anfällig macht, es ist die auf die Spitze getriebene Provinzialität, die das Bedürfnis nach Identität befördert und aus Ermangelung anderer Angebote sich mit nationalen stillen läßt. Die linken Renaissancen des deutschen Geistes, nimmt man beispielsweise Petra Kellys Exerzitien auf dem Alexanderplatz, sind einer Mangellage geschuldet. Das ändert nichts daran, daß sie unangenehme Folgen haben können. Beim Abschied von der Provinz fällt der Linken noch wenig ein. Wer wollen und wer können wir sein, wenn wir nicht mehr Amerikaner sind?

*

In letzter Zeit war die Rede von der zahlreichsten Versammlung, die eine Friedensbewegung hierzulande je gesehen hat, und von den größten Streikaktionen in der Geschichte der BRD. Die Beschreibungen stimmen wahrscheinlich, aber der Superlativ ist eine grammatische Form und nicht sein eigener Maßstab. Ob diese beiden größten Ereignisse dem Bundeskanzler schlaflose Nächte gemacht haben, ist nicht bekannt. Im 35. Jahr der BRD und der DDR jedenfalls könnte es zu einer Begegnung beider Regierungsvorsitzenden kommen, und das muß nicht ein Ausdruck ihrer Krise sein. Ob Honecker, wenn er kommt, eine Gesellschaft besichtigen wird, die »außerstande ist, den elementaren Bedürfnissen der Menschen Rechnung zu tragen« (UZ, 6.7.84) oder eine, die »noch immer beträchtliche, bei weitem nicht erschöpfte Entwicklungsreserven besitzt« (Prawda, 26.4.84), wird er selbst beantworten. Er käme jedenfalls in ein Land, das versucht ist, eine Stütze seiner Stabilität zu demontieren.

Für Schlagwörter, die längere Zeit in Umlauf sind, ist es charakteristisch, daß sich verschiedene oder sogar gegensätzliche Bedeutungen in ihnen ansammeln, so daß schließlich niemand mehr weiß, was eigentlich gemeint ist, ohne daß jedoch die Unklarheit, die den Gebrauch der Vokabel eher fördert als hemmt, einer 'Kommunikation' abträglich wäre, die ohnehin darauf beruht, daß man sich nicht allzu genau versteht.

Carl Dahlhaus, »Das Theater mit der Oper«, MUSICA Mai/Juni 84

Gerd Fuchs

Die Wahrheit der Form — Die Form der Wahrheit

»Und dann arbeite ich seit zwei Jahren an einem Freßsucht-Roman«, vertraute kürzlich eine linke Autorin einer linken Wochenzeitung an. Und die linke Wochenzeitung ließ das unbefragt stehen, ließ ihr Gespräch mit der Autorin sogar mit diesem Satz enden.

Zwar ist es inzwischen schon gang und gäbe, von Berufsverbots-Romanen, Arbeitslosen-Romanen, Schwulen-Romanen oder Streik-Romanen zu sprechen, doch bedeutet ein Freßsucht-Roman zweifellos eine Steigerung. Und sie läßt vermuten, daß wir noch lange nicht am Ende sind. Warum in Zukunft keine Magersucht-Romane, Gelbsucht-Romane, Verstopfungs-Romane, Durchfall-Romane?

In derselben Wochenzeitung sorgte sich vor einiger Zeit ein Student: »In der künstlerischen Intelligenz gibt es sehr viel Sorge um Qualitätsverlust durch Breite... Ich habe die Sorge, daß solcherart Qualitätsbewußtsein z. Z. unproduktiv bleibt, weil es nicht mehr auf das Voranbringen breiter Bewegungen bezogen ist. Ich habe Sorge, daß hier ein 'linker' Einstieg zum Ausstieg entsteht.«

Verstehe ich richtig? Meine literarische Arbeit soll auf das Voranbringen breiter Bewegungen bezogen sein? Ich soll denken, fühlen, phantasieren in dem miesen Sinn, daß meine Bücher Nebenabsichten haben, Hintergedanken, daß sie Rücksichten nehmen? Daß ich jenen verschlagenen Blick entwickle, den man von bestimmten Politikern so gut kennt? Ich kann dem Studenten versichern, daß es Literatur, die auf das Voranbringen breiter Bewegungen bezogen ist, überreichlich gibt. Sollte sie denn klebrig genug sein, Bündnisse zu kitten, dann nur bei Leuten, die von Literatur nichts verstehen. Bei denjenigen aber, die zu lesen vermögen, erregt sie Abscheu. Und zwar wegen eben dieser Nebenabsichten, ihrer kleinen Hinterlist und gutgemeinten Lügereien wegen.

Es hat Ende der sechziger Jahre für die marxistische Linke durchaus die Chance gegeben, im Umgang mit Literatur und Kunst einen neuen Anfang zu machen. Enthusiasmus und Talente waren reichlich vorhanden. Sie hätten sich endlich auf die Kunst einlassen können, wie sie sich als politische Bewegung auf die Wirklichkeit einlassen mußte. In einer fragenden, in einer interpretierenden Haltung. Denn Kunst und Literatur sind wie die Wirklichkeit, von der sie nicht bloße Abbilder geben, sondern Teil sind, grundsätzlich interpretationsbedürftig. Komplexität und Differenziertheit sind für sie entscheidende Kriterien, Maßstab für ihre Bedeutung und Größe.

Auf Schwierigkeit wäre zu reagieren gewesen nicht mit Belästigtsein, sondern mit Entdeckerfreude, nicht mit wohlfeilen Allerweltsweisheiten aus den Lehrbüchern, sondern mit der Bereitschaft, sich betreffen zu las-

sen. Staat dessen glaubte man, Texte nötig zu haben, denen man die politischen Tagesforderungen bequem überstülpen konnte oder die sie bereits selbst formulierten, Sperrholzlyrik, Dünnbrettbohrenei.

Es hätte sich die Einsicht durchsetzen können, daß ein Autor weder frei ist gegenüber den Stoffen noch den Formen. Nicht er bemächtigt sich des Stoffs, eher bemächtigt sich der Stoff seiner. So wenig wie jemand sich seine Zeit, sein Land, ja sein Leben — wenigstens nicht die frühen, so vieles bestimmenden Jahre — aussuchen konnte, so wenig kann er einfach absehen von dem, was sein Fundus an Erfahrungen, Prägungen, Verletzungen und Bedürfnissen ausmacht, noch sich entfernen von dem, was ihn zum Schreiben treibt und dem er zu gehorchen hat, will er bei seiner Wahrheit bleiben.

Von viel zu vielen wollte man haben, was sie nicht geben konnten, aber was sie gaben, wollte man nicht haben. Wieviele Autoren haben das Gefühl, daß die Linke, die Arbeiterbewegung, die Gewerkschaftsbewegung, sich für ihre Arbeit interessierte und nicht bloß für die Unterschrift unter die Aufrufe der Saison? Es hätte das ausnutzerische Verhältnis zu Autoren überwunden werden können und das schiefmäulige, unehrliche Loben, das schlimmer ist als offene Ablehnung. Vielleicht geht das ja, daß man Texte bei Autoren bestellt. Aber ihnen dann noch vorzuschreiben, was drin zu stehen hat, ist tödlich.

Und nicht zuletzt bestand die Chance, daß man erkannt und daraus Konsequenzen gezogen hätte, daß literarische Formen Produktionsmittel sind, die von Generationen entwickelt wurden, Erkenntnis- und Aneignungsweisen von Wirklichkeit, die ihre Geschichte haben, altern, absterben oder neu belebt werden können. Denn die Form ist die Wahrheit eines Textes. Was heißt denn, nach Qualität fragen? Ob er mehr oder weniger gut ist? Es geht um die Frage, ob er lügt oder nicht, ob er Kunst ist oder keine. Dazwischen ist nichts, wie Brecht sagte. Der Detektor, der das feststellt, ist die Form. Ein Autor denkt und fühlt in Formen. In welcher entfaltet der Stoff sein Maximum an Beziehungsreichtum?

Doch begrenzt eine Form auch, macht den Stoff fortsetzungsbedürftig, ja, erzeugt selbst Stoff, erzwingt die Hereinnahme von Wirklichkeitsbereichen, die gar nicht vorgesehen waren, entfaltet die Dialektik des Spannungsverhältnisses zwischen Autor und Außenwelt auf eine auch für den Autor überraschende Weise. Dieses Abenteuer des Schreibens entsteht allerdings erst dann, wenn der Autor seine Erfahrungen von der Form immer wieder prüfen läßt. Ob er lügt, ist an der Diskrepanz zwischen dem, was er sagt und dem, wie er es sagt, abzulesen. Die Absicht mag noch so gut und politisch richtig sein, er lügt trotzdem. In der Diskrepanz liegt alles, was er vergessen, nicht bedacht — oder schlimmer — verschwiegen hat. Daher auch die Erbittertheit von Schriftstellerfehen. Das sind zum geringsten Teil Rängeleien um den Brotkorb oder Eifersüchteleien.

Berufsverbots-Romane, Freßsucht-Romane, Friedens-Gedichte: Für das, was man für einen literarischen Stoff hält, sucht man sich offenbar eine Form, wie man unter Einmachgläsern auswählt: In welches kommt Apfelmus, in welches kommen Sauerkirschen und in welches Birnen. Inzwischen scheint die Zahl der Formen für Lyrik und erzählende Prosa gegen zwei zu gehen: Salzstangenbruch, wenn etwas für ein Gedicht gehalten wer-

den soll; Erlebnisaufsatz, wenn etwas als Roman gelten will.

Hundert, zweihundert Jahre lang wurde die Romanform diskutiert, angezweifelt, weiterentwickelt, zerschlagen, neugeschaffen, abermals angezweifelt — es scheint das alles kaum Spuren hinterlassen zu haben. Dabei besteht die größte Arbeit eines Romanautors aus Arbeit an Formproblemen. Welche erzählerischen und das heißt erkenntnistheoretischen Entscheidungen trifft er, wenn er zum Beispiel eine bestimmte Form des Anfangs wählt? In welches Verhältnis hat er sich damit zu seinen Vorgängern, d. h. zur Geschichte gesetzt? Denn bestimmte Erzählweisen entsprachen bestimmten historischen Wirklichkeiten, sind unmodifiziert, ohne in ein Verhältnis zur Gegenwart gesetzt zu sein, nicht zu übernehmen. Die Frage, kann man so noch erzählen, hat nichts mit Modesucht zu tun, sondern mit Geschichtsbewußtsein.

Die Wahrheit der Form eines Textes aber einmal gegeben, erscheint die Wahrheit in einer Form, die neu ist. Wenn Literatur nicht die Aufgabe hat, Geschichtsbücher oder Parteiprogramme zu illustrieren, wenn sie eine eigenständige Form der Erkenntnis darstellt, dann ist sie auf das Neue aus. Auch Wissenschaftler veröffentlichen ja nur, wenn sie glauben, etwas Neues herausgefunden zu haben. So auch die Dichter. Nicht weil sie Bewegungen voranbringen oder Bündnisse breit machen, sondern weil sie den Bereich des Humanen erweitern wollen.

Mit seiner Raskolnikow-Figur bestand Dostojewski darauf, daß der Mensch beim Mörder nicht aufhört und deshalb nicht ausgegrenzt werden darf aus der Gemeinschaft der Menschen. Ähnlich Kipphardt mit seiner Eichmann-Figur. Sie erweiterten den Bereich des Humanen, machten Ausgrenzungen rückgängig. Nach ihren Büchern wußte man mehr vom Menschen.

So sagte denn Literatur auf gar keinen Fall, was alle schon wissen, aber immer wieder gern hören, weil das den Verein beisammenhält, weil es Mut macht. Wir kennen alle diese Texte voll guter Absichten, diese kämpferischen Texte, denen jeder Widerspruch, mit dem sie kämpfen könnten, ausgetrieben ist, die mit Begriffsschmären fechten und natürlich siegen, unweigerlich siegen, weil das erwartet wird, die auf diese Erwartung schon hingeschrieben sind in einer spezifisch linken Selbstzensur. Gewiß erzeugen sie Stimmung — aber was für eine.

Berufsverbots-Romane, Freßsucht-Romane: Ich frage mich, was da für einen literarischen Stoff gehalten wird. Zeitungsartikel, Auszüge aus soziologischen Wörterbüchern? Kein literarischer Text ist mit einem einzigen Begriff zu charakterisieren. Das macht ja gerade seine Spezifik, seinen Vorzug aus. Wie begrenzt der Ausschnitt auch ist, den ein Werk aus der Wirklichkeit herausblendet, er meint doch immer das Ganze, also das Ungeheure, Nichtausdenkbare. Das Land. Nicht die Landkarte. Den tief schweigenden Stein und die Kette der Generationen, die sich über die dünne Krume krümmten, die ihn bedeckt.

Ich fürchte, die Chance von 1968 wurde vertan. Was an marxistischen Ideen, Haltungen, Forderungen formuliert wurde, die Sozialdemokratie griff es auf und wandelte es elastisch um in Stadtteilstefte, Literaturpostämter, Kulturrummel und Literatrübel mit Dichtern zum Anfassen und sich schreibend selbstverwirklichenden Hausfrauen. Die dabei entstehenden

Zuschaueraufläufe soll ich als »breite Bewegungen« betrachten? Sie »vorbringen«? Das sagt die Sozialdemokratie auch.

Die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung hat mit der literarischen Kultur dieses Landes wenig anfangen können, auch mit jenen Autoren nicht, die sich ihr anschlossen, noch nicht einmal mit einzelnen Werken, in denen Ausdrucksmittel erarbeitet worden waren, mit denen Arbeiterwirklichkeit darstellbar wurde. Die meisten Autoren wurden wieder zurückgedrängt in die Isolation und an den offiziellen Kulturbetrieb verwiesen.

Man empfing sie mit Hohn oder eisigem Schweigen. Einige revozierten, einige bekamen die Quittung. Sie wird nicht schriftlich erteilt und mit der Post zugestellt. Nichts ist nachweisbar. Aber nach einer gewissen Zeit glaubt man, in eine Plastikfolie eingeschweißt zu sein: gut sichtbar, aber unberührbar, für die Umwelt keine Ansteckungsgefahr mehr darstellend, wegpackbar. »Wer isoliert wen?« Ja, wer wohl wen?

Der tiefste Grund für die Schwierigkeiten der Linken mit der Kunst und Literatur scheint mir aber in ihrer notorischen Unfähigkeit zu trauern zu liegen. Kunst ist jedoch zu einem großen Teil Trauerarbeit, ein Sich-zurück-arbeiten in die Zeit der Verletzung und an den Ort, an dem die Wunden geschlagen wurden, Beiseiteräumen von allem, womit der gefürchtete Anblick verdeckt wurde, und Hinschauen. Mit einer derartigen Hartnäckigkeit wird aber Trauer mit Kopfhängerei gleichgesetzt, daß der Verdacht entsteht, daß das Eingedenken selbst tabuiert werden soll. Wovor herrscht da Angst?

Ich weiß: Aufsteigende Klasse, optimistisches Lebensgefühl. Aber kann man das vergleichen, die Hochstimmung, die aufkam, wenn die eine Ausbeuterklasse die andere vom Futtertrog verdrängte, und die Empfindungen bei der Mühsal, Ausbeutung überhaupt abzuschaffen? Für dieses Land hieße das ja wohl, daß zuerst einmal die Schulden in der dritten Welt bezahlt würden, zumindest aber daß Schluß damit ist, sich weiter auf ihre Kosten zu mästen. Auch nur der Gedanke daran, drückt ja bei manchem proletarischen Mercedesfahrer, Wohnwagen- und Eigenheimbesitzer bereits jetzt auf die Stimmung. Ganz abgesehen davon, daß die Linke auch einiges Verdrängte zu erinnern hat. Nein, ganz so fanfarenmäßig stelle ich mir die Musik nicht vor, in der sich das Lebensgefühl der aufsteigenden Klasse ausdrückt. Sicher, ich stelle sie mir zuversichtlich und reich vor, aber ich höre wenig Blech, dafür Cello-Chöre und gelegentlich eine einsam klagende Flöte darüber.

Zu Trauer gehört nämlich Kraft. Das Trauernde erschafft sich das Bild des Verlorenen neu. Er tut ihm auch Abbitte, denn jeder wird schuldig am anderen. Und im Eingedenken erlebt der Trauernde das Glück, das ihm das Verlorene bedeutete, noch einmal. Trauernd liebt er.

»Viele versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu sagen.

Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.«

Das ist nicht nur ein poetologisches Programm, das der Jakobiner Hölderlin in »Sophokles« formulierte, sondern auch eine realistische, weil dialektische Darstellung des Verhältnisses zwischen Freude und Trauer. Denn in der Tat kann das Freudigste nicht freudig gesagt werden. Indem die Wahrheit in der Form ihres Gegensatzes erscheint, nennt sie den Preis, der für Freude gezahlt werden mußte. Erst dann ist es die ganze Wahrheit.

Michael Springer

Inseln am Ende der Welt

1) Gesellschaft als Natur

Gegen die gottgewollte Ordnung des Feudalismus trat die Bourgeoisie mit der Natur an. Die Naturwissenschaften drängten Gott an den Rand und Anfang des Universums. Die natürliche Ordnung des Kapitalismus ersetzte die Künstlichkeit des Feudalabsolutismus. Später, im imperialistischen Stadium, borgte sich das Kapital aus der Natur die Begründung seiner Aggressivität: Hinaufpflanzen soll sich nach Nietzsche der Mensch, »Ein Volk will sich züchten«, schrieb Gottfried Benn den Emigranten.

Bis heute holt sich die bürgerliche Welt die Ewigkeit ihrer Legitimation aus einem entsprechend zurechtgelegten Naturbild. Daß der Kampf ums Dasein zwischen Kapitalisten angeblich nach denselben Gesetzen stattfindet wie in der Natur, wurde jederzeit sentimental bedauert und guten Gewissens praktiziert zugleich: Der Mensch ist des Menschen Wolf. Wo Egoisten sich auf den Markt begeben, ist die Gesellschaft die beste. Wo der Flinkere, Skrupellosere sich durchsetzt, dort werden auch Arbeitsplätze geschaffen. Wo man ihm aus sentimentalischen Gründen Knüppel zwischen die Beine wirft, wird die Gesellschaft denaturiert, und die Strafe ist ökonomische Degeneration: Stagnation, Inflation, Arbeitslosigkeit. Das kommt von unnatürlicher Menschlichkeit, die weinerlich die soziale Frage aufwirft, so lange, bis die potenten Egoisten am Ende die Lust zu investieren verlieren; oder sich eine neue Regierung beschaffen, die endlich wieder »angebotsorientiertes« Wirtschaften propagiert.

So weit wäre dann in der raketengeschützten Innerlichkeit der westlichen Welt alles beim guten alten. Doch hat sich in den letzten Jahren, neben den fortgesetzten Reibereien der Elite mit dem überschüssigen Leben der im Existenzkampf Abgeschlagenen, die aus fehlendem Vermögen nichts als ihre Arbeitskraft in den Kampf ums Dasein einzubringen haben und es auch noch wagen, um den Preis dafür zu feilschen, ein völlig unvorhergesehenes zweites Ärgernis etabliert. Es ist ein förmlicher Aufstand der Natur.

Daß hiermit das idyllische Aquarell des unternehmerischen Feierabends und zugleich das heroische Ölgemälde seiner Raubtierexistenz, kurz sein Vorbild, droht, sich selbständig zu machen, ist noch viel unverschämter als die sattsam bekannte Undankbarkeit der initiativreich durchzufütternden Arbeitskräfte.

2) Eigenleben

Denn unübersehbar ist: Die Natur beginnt ein Eigenleben zu entwickeln. Sie bescheidet sich nicht mehr in den Kategorien des mechanischen Mate-

rialismus, Kraft und Stoff; sie ist neuerdings nicht nur fossiler Energieträger und Nährboden, Kohle und Getreide, Eisen und Baumwolle, Vieh und Mutterschaft zur Schaffung neuer Arbeitskräfte. Früher pflegte sie immer dazuliegen als hübsche Aussicht und stillzuhalten, wenn man stark in sie eingriff. Damit ist auf einmal Schluß.

Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Zuerst erschrak man ja fürchterlich, als die Natur immer mehr einer Vergewaltigten zu ähneln drohte, die unter rohem Zugriff still verendet. Allmählich damit aufhören, empfahlen die Großbrüder des Club of Rome; sofort aufhören und vorsichtig gesundpflegen, flehte das ökologische Kleinbürgertum. Als sich aber erwartungsgemäß zeigte, daß einem Raubtier in Aktion nicht gut zureden ist, zogen die Zuredner daraus zweierlei Konsequenz: Die Großbürger machten sich in ihren Clubs daran, im Sterben der Natur einen froh stimmenden Geburtsakt zu entdecken; die Kleinbürger zogen sich, wie das ihre Art ist, bescheiden zurück und praktizierten die Naturpflege zuhause und im kleinen, auf die Kraft des guten Beispiels von Biokost und Bioseife bauend. Die Natur aber nimmt unterdessen wirklich ein ganz neues Gesicht an, und keiner weiß noch so recht, ist es das des Todes oder drückt sich darin der Schmerz einer Geburt aus. Man wird sehen. Einstweilen macht man weiter wie gehabt, natürlich vorsichtiger (abgasfreie Autos kommen in Frage), und versucht es mit den gleichen Maßnahmen, womit man früher einmal das drohende Versiegen der menschlichen Ressourcen erfolgreich auffangen konnte.

3) Maßnahmen

Aus den Referaten der englischen Fabrikinspektoren vor dem House of Commons, die Marx im »Kapital«, 1. Band, zitiert, erfuhr die herrschende Klasse, daß die neue Arbeiterschaft, gerade erst vom Lande in die Städte und Fabriken gepreßt, schon in der Wiege ihren Geist aufzugeben drohte. Unterernährung, Elendswohnungen und Kinderarbeit begannen die arbeitende Biomasse im Keim zu ersticken. Das Kapital stellte fest, es müsse sich offenbar um alles kümmern, und beauftragte den Staat, Schulen und Armenärzte bereitzustellen. Seither trägt der Kapitalismus sein vielgerühmtes menschliches Antlitz und gewährt, als kühler Rechner natürlich nicht ohne Druck, gewisse soziale Konzessionen, die ihre Grenze aber in seinem eigenen Wohlergehen haben; als wären die Arbeiter Parasiten am unternehmerischen Wirtskörper, der sie ächzend an sich schmarotzen läßt, mit der Bitte nur, ihn nicht ganz umzubringen. Verkehrte Welt.

Erfahren in der pfleglichen Bewirtschaftung der menschlichen Biomasse (Werkswohnungen, Lehrstellen, Betriebsärzte, Mitfinanzierung nötiger Infrastrukturen), stellt sich dem Kapital jetzt die historische Aufgabe, auch den außermenschlichen Biohaushalt verantwortlich zu pflegen. Denn was hat man von der Ausbeutung einer Natur, die rebus sic stantibus noch vor dem Jahr 2000 unter der groben Behandlung zusammenbricht? Freilich, auch in diesem Fall wird das Verhältnis Parasit-Wirt auf den Kopf gestellt, so als hänge sich die Natur schwer an den Unternehmer, und er droht bei steigenden Umweltschutzaufgaben mit sinkender Investitionslust. »Was

soll nicht Alles Meine Sache sein?« klagt er wie Stirner in »Der Einzige und sein Eigentum«: Erst Arbeitsschutz, jetzt auch noch Naturschutz!

Aber geschehen muß etwas. Am besten dreierlei:

1) In Grenzen bequem man sich zur Übernahme einiger Pflichten gegenüber der maroden Natur und schlachtet diese Opfer zu Werbezwecken maximal aus, bis zu der extremen, radikalen Aussage: Die Marktwirtschaft ist die umweltfreundlichste Wirtschaftsform. Da eine Lüge nur frech genug sein muß, um Eindruck zu machen (und da die alternative Wirtschaftsform als realer Sozialismus mit den Muttermalen der alten Gesellschaft übersät ist), macht dies großen Effekt bei den Öko-Kleinbürgern. In der Tat, räsionieren diese, im freien Spiel der Kräfte, und wir sind eine Kraft, stellt sich ein optimales Gleichgewicht zwischen Naturschutz und Gewinn ganz von selbst her. Der ohnedies immer schon auch antimonopolistisch aufgelegte Kleinbürger (Monopole sind ihm »zu groß«, unnatürlich groß, schließlich sind die Saurier auch ausgestorben) radikalisiert diese These noch weiter und fordert den vor-monopolistischen Kapitalismus retour. Dann erst wäre das freie Spiel der Kräfte wirklich frei, ohne Monopole, Gewerkschaften und staatliche Bevormundung, dann erst würde der neue alte Konkurrenzkapitalismus so recht ökologisch.

2) Wo Probleme sind, entsteht das Bedürfnis, sie zu lösen, und aus einem Bedürfnis macht man einen Markt. Das Umweltproblem ist ein Umweltmarkt. So wie unter 1 die Marktwirtschaft sich als in ihrem wahren Wesen natürlich-ökologisch präsentierte, so auch umgekehrt: Ökologie und Umweltschutz praktiziert man am besten marktwirtschaftlich. Statt dem Kapital durch Auflagen und Einschränkungen die Investitionslust zu vergällen, eröffnet man ihm neue Märkte. Die eine, »alte« Kapitalfraktion macht Mist, die andere, »neue« macht ihn weg. Je mehr Mist die alte macht, umso besser: Dieser Mist ist ja der Rohstoff der neuen Öko-Industrie.

3) Weil das alles Geld kostet, Kapital bindet; weil neuerdings die Natur nicht mehr nur Rohstofflager und Nährboden und Kindersegen ist, sondern immer lückenloser ein Objekt der Bewirtschaftung wird, ein Arbeitsgegenstand, ein Arbeitsprodukt, ja selbst eine komplex vernetzte Fabrikanlage, darum muß — noch dazu wo die private Wirtschaftsform durch einen ungeheuren teuren Raketenmauerbau nach außen und innen zur Weltordnung gemacht werden soll — darum muß anderswo gespart werden. Wo kann man sparen? Nur noch am Menschen. Und dafür stehen die Zeichen gut.

4) Mea culpa

Als es nach dem letzten Krieg an Menschenmaterial mangelte und die Trümmerlandschaft als vielversprechendes Investitionsgelände vor dem entzückten Auge des Kapitals lag, da war man nicht allzu kleinlich beim Aushandeln des Existenzminimums der Arbeiterklasse. Man verdiente gut am Wiederaufbau, und die vollbeschäftigte Arbeiterschaft hatte als Tarifpartner einen guten Stand. Mit dem Ende dieser Phase extensiven Wachstums wendete sich das Blatt. Intensives Wachstum ist angesagt. Energie muß gespart werden, vor allem menschliche in Form von Arbeitskraft.

Dem altertümlichen Anspruchsdenken der Arbeiter hält man die Drohung entgegen, sie durch Maschinen zu ersetzen, wenn sie nicht rasch ganz bescheiden werden.

Die demoralisierende Wirkung der Automation ist nicht ohne. Bitte werft einen Blick in die USA, dort unterschreiben die Arbeiter massive Lohnkürzungen, denn man lenkt ihren Blick nach Japan, wo ihresgleichen schon durch Roboter ersetzt sind. Der Arbeiter, eben noch hoch geachteter Tarifpartner — »Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will« — fühlt sich auf einmal als aussterbende Art behandelt; ums Ausgedinge soll er betteln und um kleine Aufschübe der unausweichlichen Ersetzung durch Automaten: Demnächst stehen keine Räder still, wenn dein Arm es will!

Diese entmutigende Aussicht wird ergänzt durch einen weiteren Blick in passend ausgesuchte ferne Länder (solche, die ohne Arbeitslosigkeit automatisieren, sind nicht dabei).

Täglich bringt das Fernsehen Bilder des Elends aus Afrika, aus Mittel- und Südamerika, aus dem fernen Osten. Geht es euch nicht gut, im Vergleich? Ihr frßt und sauft, leidet an Übergewicht, schämt ihr euch nicht beim Blick in die Sahelzone? Ihr habt ein Auto, die nicht einmal ein Fahrrad! Ihr seht fern, die hätten gern ein Radio! Ihr fordert Gesamtschulen, die können nicht lesen & schreiben.

Die Arbeiter zeigen sich zwar gern großzügig, wenn man ihnen einredet, sie hätten was zu verschenken, aber im Ernstfall sitzt das alte Anspruchsdenken noch tief: Für eine Umverteilung der Früchte der Automation, für Arbeitszeitverkürzung greifen sie sogar zum Mittel des Streiks.

Ganz anders große Teile des vor Betroffenheit grün anlaufenden Kleinbürgertums. Sie übernehmen die verordneten Schuldgefühle voll. Die neuen Parolen (Schützen, bewahren/Bescheiden sein, sparen) sind den alten Erziehungsidealen des Kleinbürgers auf den Leib geschnitten:

Sich nicht ins große Ganze mischen!

Nicht andere kritisieren, lieber vor der eigenen Tür kehren!

Sei zufrieden (nur kein Neid)!

Sparen, sparen, sparen! (Haushaltsgeld, Energie, Rohstoffe)

Und, als Hymne und Kampfsong, als Internationale der Kleinbürger aller Länder:

»SMALL IS BEAUTIFUL!«

5) Hilf dir selbst, dann hilft dir...

Hoffnungsvoll wittert das Kapital hier eine Massenbasis für seine Strategie, die wissenschaftlich-technische Revolution durch großzügige Opfer an menschlicher Biomasse zu finanzieren. Tugenden wie Ängstlichkeit, Kleinlichkeit, lähmende Betroffenheit werden gebraucht. Der kollektiven Gegenwehr derer, die als Ausführende der kommenden Umwälzungen zu deren Opfer gemacht werden sollen, wird die Selbsthilfegruppe gegenübergestellt, den Genossen die Genossenschaft, der Solidarität die Subsidiarität.

Diese Schattenseite der ökologischen Sensibilität, die »ökolibertäre« Ideologie wird jetzt in diesem Lande allenthalben als die herrschende verkauft. Die Selbstverwaltung lokaler Gruppen, die Selbsthilfe, das Entlas-

sen des Staats aus seiner Verantwortung, die dezentrale Vernetzung und was der scheinbar klassenneutralen Worthüllen mehr sind: Sie wuchern jetzt in den Programmaussagen der Konservativen, Liberalen, Grünen und Sozialdemokraten. Denn sie alle sind sich einig, daß der Staat seine Funktion als Auffangbecken all dessen, was dem privaten Kapital nicht profitabel erscheint, nicht länger erfüllen kann und also soll. Das sollen die Bürger jetzt alles selber machen: Kinder aufziehen, die Alten pflegen, die Umwelt vor der Haustür retten (Bäume gießen, Müll sortieren), Kultur treiben (jedes Jahr ein Künstlermarkt, dazwischen kostenlose Kleinkunst in den Kneipen).

Und der technische Wandel eröffnet sogar die Perspektive, auf diese Weise den Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Arbeit und privater Aneignung aufzulösen — aber nicht wie im Sozialismus-Kommunismus durch Abschaffung der privaten Aneignung, sondern durch (scheinbare) Abschaffung der gesellschaftlichen Arbeit! Die großen Fabriken werden mittels Automaten entvölkert oder geschlossen (Bravo, rufen die Freunde des kleinen, überschaubaren Manufakturbetriebs), der brauchbare menschliche Rest sitzt daheim am Terminal und bearbeitet Daten; der unbrauchbare Großteil ist mit Selbsthilfe, Subsistenz- und Naturalwirtschaft voll beschäftigt.

Das ist utopischer Kapitalismus: Der Staat stirbt ab; es gibt nur Individuen oder kleinere Gruppen, dezentral vernetzt, verbunden über einen freien Daten- und Produktmarkt, jeder Produzent sein Anbieter, und im freien Spiel der Kräftegruppen und Gruppenkräfte organisiert sich von selbst, nach dem Vorbild der natürlichen Ökologie, ein weltumspannendes Öko-Bio-Technotop, dessen kleinste Einheit die Selbsthilfegruppe ist.

6) Selbsthilfegruppen

Natürlich ist diese Zukunftsvision eine einzige Not-Lüge, eine Beschönigung drohenden Massenelends, die nur attraktiv wirken kann im Schoß einer reichen Gesellschaft mit (noch) üppig ausgestatteter Infrastruktur, d. h. mit einer so selbstverständlichen Vergesellschaftung, daß sie kaum noch als Errungenschaft wahrgenommen, sondern als etwas Lästiges schon wieder beklagt werden kann — um so mehr, wenn inmitten dieser teilerationellen Megamaschine unübersehbare neue Probleme auftauchen, zu deren radikaler Lösung sie sich als unfähig erweist. Und wenn nun einmal im Großen jede Veränderungsmöglichkeit verbaut scheint durch Entpolitisierung, Einschüchterung und Desinformation, dann — der Mensch ist ja erstaunlich begabt, jedem Übelstand positive Seiten abzugewinnen — dann soll halt wenigstens im Kleinen was laufen: Lieber klotzen und kleckern als kotzen und meckern.

Oben, beim großen Ganzen, wird natürlich nicht im Traum daran gedacht, etwas von dem zu praktizieren, was man an Parolen von den Kleinen aufgeschnappt hat und ihnen wieder nach unten predigt. Eine »Dezentralisierung« des Eigentums der multinationalen Konzerne, der Banken, der Medien, der realpolitischen Entscheidungszentren ist offensichtlich nicht geplant. Man geht den Geschäften nach, während die da unten sich in

Selbsthilfegruppen mit der Bewältigung des früher Selbstverständlichen abrackern sollen.

Brav, brav: Schulklassen schleppen Gerümpel aus verstopften Bachbetten, während nebenan ein Chemiekonzern sein Gift an den Kläranlagen vorbei in den Fluß schmuggelt; Mutti wäscht mit teurer Bioseife, Vati trägt jede Quecksilberbatterie zur Sammelstelle und die Bierflaschen zum Altglascontainer, während Boehringer sein Dioxin neben Wohngebieten zu einem ansehnlichen Berg türmt. Und wenn, während Bahn und öffentlicher Nahverkehr allmählich stillgelegt werden, durch Proteste der Anwohner ein Stück Autostraße wohnberuhigt wird, dann soll man daraus die Lehre ziehen, daß, sofern eines Tages nur wirklich alle mitmachen, die Welt von den »Bürgern« gestaltet sein wird.

Alle tatsächlichen Teilerfolge der Umweltbewegung, etwa die Stilllegung von Boehringer in Hamburg, sind nicht von selbst aus Privataktionen erwachsen, sondern aus gemeinsam organisiertem Handeln, aus der umweltpolitischen Arbeit in Verbänden und Parteien. Während demnach eigentlich kein Mensch glauben kann, die Umwelt wäre durch Kehren vor der Tür zu retten, vergeht kein Tag ohne eine Predigt dieser Moral. Die dazu passende Natur führt sich auch wie ein Kleintierverein auf, sanft, hilfsbereit, was man eben so »ökologisch« nennt.

So ein Wald zum Beispiel ist aber auch ein feines Netzwerk, worin der Regenwurm sein Stückchen Erde umwälzt und damit, den Waldboden lockernd, dem Ganzen nützt; worin eine Pflanze der anderen hilft und alle zusammen die Tiere des Waldes nähren, welche ihrerseits... Der Wald als Selbsthilfegruppe!

Zwar ging es in der Natur bis vor kurzem noch recht brutal zu, und genauer besehen hat sie sich in diesem Punkt nicht geändert: Sie ist planlos, erinnerungslos, eben unmenschlich; eine Verschwendung an Biokeimen herrscht da zum Beispiel...

Pst! Dieser Teil des Vorbilds ist, seit wieder Adalbert Stifters »sanftes Gesetz« herrscht, nicht gefragt. Überall herrscht eine biedermeierlich-sentimentale Naturandacht, und der von der katholischen Rechten wieder erhobne Schlachtruf »Schutz des werdenden Lebens« strahlt von seinem beschränkten Ziel, dem Artenschutz des deutschen Volkes, über den radikalen Tierschutz bis zum letzten Borkenkäfer aus (»Den Käfer Karl hat keiner gefragt/Den hat man einfach fortgejagt«). Zu Ende gedacht, wäre Schädlingsbekämpfung oder der Einsatz von Antibiotika »unmenschlich«; der buddhistische Bettelmönch, der seinen Weg mit dem Besen kehrt, um kein Leben zu zertreten, ist in der Tat die perfekte Verkörperung des individualisierten Umweltschutzgedankens. — Aber sollte solche radikale Sanftmut sich überleben, und das ist absehbar, dann werden sich ein paar Vordenker schon auf den harten Kampf ums Dasein besinnen und zwischen dem Übermaß an Kaulquappen und dem Überschuß an Kindern in der Dritten Welt Parallelen ziehen.

Diese »harte« Form der Naturbetrachtung hat einstweilen noch wenige Anhänger; noch ist die Nähe zum Faschismus zu peinlich. Nur im Kulturteil steht der eine oder andere ästhetische Single auf einsamem Posten bereit, entdeckt Ernst Jünger, ekelt sich ungemein vor den subsidiären Selbsthilfegruppen und spielt mit dem Gedanken, ob der Ganz Große Knall nicht ein

ästhetisch interessanteres Phänomen wäre als die ganze, mit äußerster Kraft doch nur gerade noch auf der Stelle tretende Langeweile.

7) Selbstorganisation

Die bürgerliche Gesellschaft pflegt sich als natürliche zu rechtfertigen, indem sie aus den zeitgenössischen Naturwissenschaften die Teile zu einem Naturbild fügt, welche ihrem Ideal von sich analog sind. Dem Konkurrenzkapitalismus entsprach der Sozialdarwinismus: Nur der Starke überlebt. Heute geht es darum, Teile des staatsmonopolistischen Kapitalismus zu reprivatisieren und die soziale und ökologische Selbsthilfegruppe als das natürlichste von der Welt zu verkaufen. Zu ihrer pseudo-naturwissenschaftlichen Fundierung eignet sich der Begriff der Selbstorganisation.

Selbstorganisation ist ein neuer Terminus aus den Naturwissenschaften der Siebzigerjahre und hat zunächst weder mit Ökologie noch mit dezentraler Selbsthilfe etwas zu tun (so wenig wie Darwins Selektionstheorie mit der kapitalistischen Konkurrenz). Der Begriff benennt die vielleicht größte Veränderung des naturwissenschaftlichen Weltbilds in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Die Naturwissenschaften haben sich bisher als im Wesen ahistorisch begriffen: Exaktheit galt als Synonym für die Ausgrenzung von Entwicklungsprozessen. Der Versuch etwa, die Sprachwissenschaften durch Enthistorisierung als Strukturelle Linguistik »exakt« zu machen, ist ein neueres Beispiel für dieses Dogma. — Freilich zählen seit einem Jahrhundert auch Darwins Evolutionstheorie und die Geologie zu den Naturwissenschaften; doch obwohl Marx und Engels dies als den Einzug der Entwicklungslogik, der Dialektik, in die Naturwissenschaften feierten, blieben diese Gegenstandsbereiche doch eher als Ausnahmefälle an den Rand der eigentlich »exakten« Naturwissenschaften, Physik und Chemie, gedrängt und führten zunächst nicht zu einem Paradigmenwechsel der naturwissenschaftlichen Theoriebildung.

Sie blieb, auch mit der »Revolution der Physik« durch die Quantentheorie, entwicklungsfeindlich in dem präzisen Sinn, daß exakte mathematische Aussagen über Prozesse synonym mit deren Reversibilität waren. Nur die Wiederholung des Gleichen, die beliebige Reproduzierbarkeit im Experiment, garantierte die Exaktheit der Erklärung. Das bedeutet automatisch, daß Entwicklungsprozesse einen minderen Status von Exaktheit (oder gar einen außerwissenschaftlichen) zugewiesen bekamen. Der Positivismus sieht dort bis heute nur einen Tummelplatz für »Metaphysik«.

Doch die saubere Trennung exakter Naturwissenschaft ohne Entwicklung versus weniger exakte Entwicklungswissenschaften begann immer mehr zu verschwimmen. Einerseits griff in der Physik die Beschreibung statistischer Ensembles um sich, und in der wahrscheinlichkeitstheoretischen Fassung der Thermodynamik wurde Reversibilität zum Grenz- und Idealfall. Freilich war die damit importierte Entwicklung eine bloß negative: hin zu wachsender Unordnung, Nivellierung und Desorganisation. Die von der statistischen Thermodynamik beschriebenen »Entwicklungen« waren von der Art eines zerfallenden Hauses, der wie von selbst zunehmenden Unord-

nung auf einem Schreibtisch. Die Natur schien von selbst nur der Annäherung an das Chaos fähig. Global gefaßt wurde dieses Naturbild in der (von Engels heftig kritisierten) These vom »Wärmetod des Weltalls«: Alle Energieunterschiede nivellieren sich mit der Zeit, da jeder Prozeß mit Wärmeaustausch einhergeht, bis am Ende alles als homogene Teilchensuppe zum Erliegen kommt.

Andererseits gelang es der Biologie in der ersten Jahrhunderthälfte, die Darwinsche Evolutionstheorie mit Methoden der mathematischen Statistik zu beschreiben: Hier entwickelt sich aus einer Population, in der statistische Schwankungen (»Mutationen«) auftreten, die einem Selektionsdruck unterliegen, eine veränderte, der Umwelt besser angepaßte, insofern fortgeschrittene Population.

Dieser Gegensatz zwischen »positiver« Entwicklung in den Lebenswissenschaften und »negativer« Entwicklung in der Physik wurde schon in den Dreißigerjahren als schmerzlich, aber unauflöslich empfunden. Einigen marxistischen Wissenschaftlern (dem sowjetischen Physiker Kapiza, dem Biologen Haldane, dem Biochemiker und späteren Sinologen Needham) war schon damals klar, daß die Physik modifiziert werden müsse, um aufsteigende Entwicklungsprozesse beschreiben, ja überhaupt erst erlauben zu können.

Derartige Bereicherungen der exakten Naturwissenschaften sind gegenwärtig in der Diskussion. Der theoretische Chemiker Ilya Prigogine erhielt 1977 den Nobelpreis für seine Thermodynamik irreversibler Prozesse; darin wird das spontane Entstehen von Ordnung, sogenannte Selbstorganisation, physikalisch möglich und mathematisch beschreibbar.

Das Neue und Faszinierende an solchen Anstrengungen ist: Sie versuchen erstmals mit Erfolg, Entwicklungssprünge (das »Umschlagen von Quantität in Qualität«) mathematisch zu fassen. Anorganische Prozesse wie das Entstehen von Turbulenzen in schnell strömenden Flüssigkeiten, spontan entstehende bienenwabenhörmige Konvektionszellen in ungleichmäßig erhitzten Medien, periodisch schwingende chemische Reaktionen, worin Reagenzien immer neu zerlegt und wieder zusammengesetzt werden (»chemische Uhren«) werden von den neuen Theorien des »Chaos«, der »Katastrophen« und der Selbstorganisation erfaßt.

Solche Theorien stellen einen neuen Typ der Naturbeschreibung dar. Sie bedienen sich der mathematischen Sprache, sind insofern »exakt« — aber ihre Gegenstände sind einmalige, nicht beliebig reproduzierbare »Einzel-schicksale«. Ein selbstorganisierendes System verändert sich kontinuierlich bis zu einem bestimmten Punkt und kippt an dieser »Verzweigungsstelle« in einen von mehreren möglichen Endzuständen um, wobei die »Wahl« des »Zweiges« in oft unvorhersehbarer Weise von kleinen Schwankungen des Ausgangszustands abhängt.

Unter ganz bestimmten Bedingungen (Zustände fern vom thermodynamischen Gleichgewicht, die durch ständigen Energie- und Entropiestrom aufrechterhalten werden) erweist sich somit die unbelebte Natur zur Entwicklung und spontanen Ordnung fähig. Dies eröffnet die Perspektive, die Entstehung des Lebens als »präbiotische Evolution« mathematisch zu beschreiben. Ein solcher Versuch von M. Eigen gilt heute allgemein als gelungen. Damit ist die Kluft zwischen Belebtem und Unbelebtem im Prinzip

geschlossen.

Aber nicht nur das: Die neuen Modelle der Selbstorganisation erlauben nicht nur, die materialistische These von der dialektischen Einheit der belebten und unbelebten Materie von der bloßen Behauptung zum naturwissenschaftlichen Standardwissen zu erheben; als mathematische Modelle der Entwicklung werden sie gegenwärtig an so verschiedenen Gegenstandsbereichen wie Termitenbauten, physikalischen Phasenübergängen, Stadtentwicklung und sozialen Subsystemen erprobt.

Dies ist freilich auch der Punkt, wo sich an das neue Wissenschaftsparadigma alle möglichen Spekulationen anhängen. Das Paradigma der Selbstorganisation natürlicher Systeme, das zweifellos auch zur Modellierung ökologischer Prozesse dienen kann, wird als »Selbstorganisation des Universums«¹ zu einer schillernden Wortblase aufgebläht, die das ganze Weltall als eine universelle Selbsthilfegruppen-Gruppe auslegt. Dabei knüpfen sich an die, für die allermeisten Wissenschaftler ganz neue, Betrachtungsweise der Natur als selbstentwicklungsfähige Materie alle möglichen idealistischen, »spirituellen« und regelrecht über-sinnlichen Spekulationen. Gerade während der materialistische Entwicklungsgedanke seinen Einzug in den Kernbereich der mathematisch-exakten Naturwissenschaften feiert, berauschen sich alle möglichen Selbstorganisations-Adepten an irrationalen und pseudowissenschaftlichen Analogien, wobei sie oft und gern auf die dialektischen Keime in christlichen² oder fernöstlichen³ Religionen hereinfallen, sofern sie nicht ihre eigene Naturmystik basteln.

Ist dies, allein für die weitere Entwicklung der exakten Wissenschaften betrachtet, gewiß nur ein Aschermittwochstanz des ausgetriebenen Idealismus (vieles klingt, als hätte jemand in der romantisch-katholischen Naturphilosophie Schellings nur »organisch« durch »ökologisch« und Christus durchs Tao ersetzt), so wirken Bücher wie die von Jantsch oder Capra doch kräftig auf das »ökologische« Weltbild der grünen Universal-Selbsthilfegruppe ein und irrationalisieren, spiritualisieren, entwirklichen deren teilerationalen, partikulär praktischen Ansätze nach Kräften. Der Spiritualismus dieser Bücher ist eine notwendige Folge ihres Insistierens auf Ganzheitlichkeit, Harmonie, Synthese, pluralistischer Koexistenz unvereinbarer, weil widersprüchlicher Verhältnisse in Natur wie Gesellschaft. Wo Entwicklung zwar als Wesenszug der Wirklichkeit betont, aber ihr Motor, der Widerspruch, eskamotiert wird, da breitet sich Zweideutigkeit aus und die warme Luft des Übersinnlichen. Die Frohbotschaft lautet: Von selbst wird alles gut, es macht sich — was euch zu tun bleibt, ist selige Kontemplation des Ganzen plus lokales Selbsthelfertum: »Denke global, handle lokal« (Capra).

Aus dem mystifizierten Eigenleben der Natur wird für den Menschen mystische Beschaulichkeit abgeleitet. Motto und zugleich Quintessenz von Capras Buch »Wendezeit« ist eine Prophezeiung aus dem altchinesischen Orakelbuch »I Ging«:

»Nach einer Zeit des Zerfalls kommt die Wendezeit... Es gibt Bewegung. Diese Bewegung ist aber nicht erzwungen... Es ist eine natürliche Bewegung, die sich von selbst ergibt. Darum ist die Umgestaltung des Alten auch ganz leicht. Altes wird abgeschafft, Neues wird eingeführt, beides entspricht der Zeit und bringt daher keinen Schaden.«

In einer der zahlreich aus dem Boden schießenden Zeitschriften über Meditation, ökologischen Landbau und Selbsterfahrung (*»Trendwende — Bewußtsein und Gesellschaft im Umbruch«*, Solingen, April 1984) wird folgendes Gedicht einer 80jährigen Leserin abgedruckt: »Immer besser lerne ich das:/nur so dazusitzen,/ohne Plan, ohne Wunsch —/aus der Zeit./Nur der Atem geht aus — geht ein./Dann breitet sich das große/Weiß aus./Stillt das Herz,/ist ohne Klang, ohne Duft,/Wie Lächeln von fern her,/Verheißung, Trost./Mütterlich.«

Auf die anschließende Frage der Leserin: »Meinten Sie etwas Derartiges mit dem Erfahren des reinen Bewußtseins?« kann Herausgeber J. Uebel mit einem schlichten »Ja.« antworten. Daß in diesem Heft die Namen Capra und Jantsch als wissenschaftliche Autoritäten für das »neue Bewußtsein« zitiert stehen, versteht sich von selbst.

8) Die selbstorganisierte Wende

Zweideutig ist an den Büchern des Management-Fachmanns Jantsch und des Physikprofessors Capra fast alles. Die wissenschaftlich-technische Revolution ist schlecht (sie zerstört die Gesundheit, die Umwelt, sie bedroht alles Leben durch Überrüstung) — sie ist gut (denn sie löst uns aus den Fesseln des mechanischen = materialistischen Denkens, macht alles spirituell, ökologisch, ganzheitlich, mystisch). Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind schlecht (v. a. Capra äußert scharfe, oft sogar genaue Kritik am Profitprinzip als Motor des Wettrüstens) — sie sind gut (Feminismus, Mystik, Ökologiebewegung führen uns sanft ins »Solarzeitalter«, das somit technizistisch durch die darin herrschende Energieversorgung charakterisiert ist). Nicht Widersprüche treiben zu Änderungen, sondern Änderung des Denkens glättet die Widersprüche. Kontemplation, nicht Praxis ist revolutionär. Das lokale Handeln der Individuen und Kleingruppen lobt Capra für deren Bescheidenheit, Verzichtbereitschaft, Innerlichkeit. Aus dezentralen Aktivitäten wird gewiß von selbst, wie in ökologischen Naturprozessen, das Neue sich ausbreiten, vereinen und durchsetzen. Auch hier wird die reale Brutalität der Naturprozesse, ihr gedächtnis- und planloses Trial-and-Error-Verfahren, die Genozide der biologischen Selektion, wie eine sanfte Verdrängung durch Über-Zeugung dargestellt und zum Vorbild »evolutionärer« Veränderung gemacht.

Ist Capra wenigstens in seinen kritischen Bemerkungen zum Weltzustand geprägt durch »linke« Überreste der Campus-Revolten im Berkeley der Sechzigerjahre, so ist Jantsch (den Capra zustimmend zitiert) bei aller Zweideutigkeit und Unausgesprochenheit ein Apologet des kapitalistischen Groß-Managements. Auch bei ihm regelt sich im großen Ganzen alles von selbst aufs beste, aber die Agenten in diesem Evolutions- und Selbstorganisationsprozeß sind idealtypisch die kapitalistischen Großunternehmen, deren Management nach »dezentralisierter Initiative und zentraler Synthese« die »komplexen menschlichen Systeme« (selbst)organisiert (a.a.O., S. 339). Evolution wird zum Synonym für freies Wirtschaften, dem der Staat durch vornehme Zurückhaltung »natürliche« Bedingungen garantiert; Deregulation nennt das die Reagan-Administration. »Nicht nur

aus Machtdrang, sondern auch aus dem Unverständnis der Dynamik lebender Systeme wird Evolution nicht nur in den Diktaturen des Ostens, sondern auch in den 'aufgeklärten' Demokratien des Westens vergewaltigt.« (S. 341)

Wird zwar auch bei Jantsch diese knallharte Moral durch Spiritualisierung verzweideutigt (*»Wirtschaft ist im wesentlichen ein Prozeßsystem des menschlichen Bewußtseins.«* (S. 380), so sickert sie doch aus einigen Nebenbemerkungen unverdünnt. Da wird das Mehrheitsprinzip der Demokratie als Evolutionsbremse abgelehnt (S. 354, S. 366), weil die Herrschaft der großen Zahl die Bildung von Eliten und die Höherentwicklung (der Wirtschaft? des Profits?) behindert. Und schließlich wird nett und freundlich der begrenzte Atomkrieg, natürlich zweideutig und nicht beim Namen genannt, als Evolutionsförderer zur Diskussion gestellt: »Vielleicht wird die Evolution sich auch nicht viel aus einer turbulenten Entwicklung machen, die womöglich bereits in naher Zukunft große Zerstörungen und Verluste an Menschenleben...mit sich bringt... Vielleicht bedeuten solche Katastrophen für die Evolution auf dem Planeten Erde nicht viel mehr als für uns das Ausjäten eines Gartens — nämlich etwas Gutes, denn es ermöglicht trotz der Vernichtung vielfältigen Lebens die Bildung neuer Strukturen, die einer von uns höher bewerteten Ordnung angehören, wie etwa Blumenbeete.« (S. 369) Das Überleben der menschlichen Gattung wird hingegen, als kurzsichtige Angstparole aus der Käferperspektive, kosmisch-spirituell ad acta gelegt:

»Dieses Gefühl des Eingebettetseins in eine universale, zusammenhängende Dynamik sollte uns nicht nur die Furcht vor dem eigenen biologischen Tod nehmen, sondern auch jene Furcht, die das 'Überleben der Gattung' als höchsten Wert verteidigt... In seinem visionären Zukunftsroman 'Childhoods End' hat Arthur C. Clarke (1953) das Aufgehen des Menschengesistes in einem universalen Geist geschildert. Die physische Menschheit und der ganze Planet fielen in Clarkes Vision der Zerstörung anheim — doch was tat das schon?« (S. 414)

Jantsch, als Berater internationaler Planungsbehörden und Managerkongresse von eher großbürgerlicher Erbarmungslosigkeit im Vergleich mit den vielen kleinbürgerlichen Kassandras, ist trotz solcher (wegen solcher?) Frechheiten ein Guru der Selbsthilfe-Ideologie geworden; vielleicht hat man in den Kleingruppen sein Buch nie zu Ende gelesen, wahrscheinlich ist man auf seine spirituellen Umschreibungen hereingefallen. Hier kommt zutage, wie das Paradigma der Selbstorganisation bei spiritueller Auslegung als Wechselbalg zwischen den »Selbsthilfegruppen« der monopolistischen Kartelle und den, objektiv zu ihnen in Widerspruch stehenden, anti-monopolistischen Umweltschützern fungieren kann.

So spiegelt diese Zweideutigkeit zwei ganz verschiedene Widersprüche wider (die dann, wiederum zweideutig, vermengt werden): »Oben« gibt es kooperierende Trusts und Kartelle — die miteinander in Konkurrenz stehen. »Unten« weiß man: Allein machen sie dich ein (vorbei die Zeit, als die Illusion des autonomen Individuums zur Ideologie ganzer Gesellschaftsschichten werden konnte) — aber aus kleinbürgerlicher Organisationsfeindlichkeit flieht man aus dem Zwang zur Kooperation in den Kompromiß der unorganisierten, irgendwie auf Überleben angelegten kleinen

Gruppe. Da man heute oben wie unten kooperieren muß, um zu überleben, wird über die Klassenschränken hinweg die Selbstorganisation als scheinbare Versöhnung von »Freiheit« und Kooperation angeboten. Oben paßt sie einer monopolistischen Konkurrenz, die sich ohne staatliche Hemmnisse frei und »natürlich« entwickeln will, wie angegossen. Unten soll sie verhindern, daß die Abhängigen ihre wirkliche Lage erkennen und sich zusammenschließen, sie radikal zu verändern.

Dies wäre allerdings nicht durch bloße Naturbetrachtung zu lernen. So etwas kann nur der Mensch.

- (1) Erich Jantsch: Die Selbstorganisation des Universums. München 1979
- (2) Hoimar v. Ditfurth: Wir sind nicht nur von dieser Welt. Hamburg 1981.
Schon früher hatte der Jesuit und Paläontologe Teilhard de Chardin (»Der Mensch im Kosmos«) das Reich Gottes als Ziel der biologischen Evolution interpretiert.
- (3) Fritjof Capra: Das Tao der Physik. Bern, München, Wien 1984 (früher unter dem Titel »Der kosmische Reigen«, 1975) ders.: Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild. Bern, München, Wien 1983

Ich hasse die Wirklichkeit, obwohl ich mir darüber klar bin, daß sie immer noch der einzige Ort ist, wo man ein anständiges Steak bekommt.

Woody Allen

Georg Fülberth

Drei Notizen ohne Fußnoten zum Einstieg in das Nachdenken über CDU und CSU

Knapp zwei Jahre nach der Machtübertragung an die CDU leben wir noch immer nicht im Faschismus, die Welt ist nicht untergegangen, und Krieg haben wir hierzulande auch nicht.

Richtig ist, daß seitdem vieles schlechter geworden ist, was lange vor dem 1. Oktober 1982 ungut angelaufen war. Die Berufsverbote, 1972 in den sozialdemokratisch regierten Stadtstaaten Bremen und Hamburg begonnen, gehen weiter und fordern ihre Opfer. Auch die Kriegsgefahr ist heute größer als vor zwei Jahren. Denn schließlich führt die NATO seit 1983 ja die Raketenstationierung durch, welche Helmut Schmidt 1977 forderte. Die Arbeitslosenzahl, die sich seit Mitte der 70er Jahre erhöhte, ist nicht niedriger geworden, ihre langfristige Tendenz weist nach oben. Noch sind die Gewerkschaften nicht endgültig aus der Defensivposition heraus, die mit ihrer sozialdemokratisch-gouvernementalen Zähmung 1974 begann und durch die Umstrukturierung des Arbeitsmarktes unter erschwerte Bedingungen geriet.

Das alles heißt nicht, daß es keine »Wende« gegeben hätte. Aufgabe ist es aber zu bestimmen, wann diese begann.

Welche Rolle spielten und spielen im politischen Prozeß der Gegenwart und der unmittelbaren Vergangenheit die CDU und CSU? Sie wurden ja nicht am 1. Oktober 1982 gegründet, und sie sind nicht erst seitdem Regierungsparteien. Im Bundesrat hatten (und haben) sie seit 1972 die absolute Mehrheit. Die Union war und blieb 1969 bis 1982 die dominierende Partei in mehreren Bundesländern, und sie gewann sogar eines dazu, Niedersachsen. Das Regierungshandeln von SPD und FDP hat sie auf Bundesebene in zentralen Fragen mitbestimmt, nicht nur über die Länderkammer. Dies gilt neben den Berufsverboten gleichermaßen für die Ostpolitik. Hier ist es den Unionsparteien gelungen, mit der gemeinsamen Entschließung des Bundestags vom 17. Mai 1972 einen hohen — wahrscheinlich aber gern gewährten — Preis für ihre mehrheitliche Stimmhaltung zu den Verträgen von Moskau und Warschau zu bekommen. Zu ihrem Einflußspektrum gehörten auch vor 1982 erhebliche Teile der Verwaltung und der Dritten Gewalt. Besonders herausragend: das Bundesverwaltungsgericht in der Berufsverbotsfrage, das Bundesverfassungsgericht zur Hochschulmitbestimmung 1973, zum Grundlagenvertrag im selben Jahr und zum Schwangerschaftsabbruch 1975. Daß die Spitzenverbände der Unternehmer Gewicht in der Unionsführung haben — und umgekehrt — gilt unverändert auch nach dem Tod der Symbolfigur Schleyer.

Es ist also notwendig, sich mit CDU und CSU zu beschäftigen. Dabei sollte allerdings mehr herauskommen als die Klage, daß diese zwar mächtig, aber intellektuell unzureichend seien. Analyse der Parteiorganisation und der Ideologie reicht nicht. Linke Gesellschaftswissenschaftler stoßern lustlos in empirischem Material herum und haben dabei bislang zwei grundstürzende Ergebnisse ermittelt. Erstens: CDU und CSU seien Parteien der Volksmassen, denn sie erhielten mit einer einzigen Ausnahme — 1972 — die relative Mehrheit bei Bundestagswahlen, einmal sogar die absolute. Zweitens: Sie weisen auch Elemente einer bürgerlichen Arbeiterpartei auf, denn der Arbeiteranteil ihrer Wähler liegt nur 10 Prozent hinter dem der SPD. Das ist alles. Eine Ausnahme machen die Studien von Alf Mintzel zur CSU. Er verbindet modernisierungstheoretische und strukturalistische Verfahren miteinander, vergißt auch die Folklore nicht und kommt so zu einem sehr plastischen Bild dieser Partei.

Ein in erster Linie historischer Zugriff könnte zunächst folgende Thesen erhärten oder widerlegen:

Erstens: CDU und CSU sind in demselben politisch-geschichtlichen, nicht im justiziablen Sinne Nachfolgeorganisationen der NSDAP, in dem der 20. Juli 1944 eine Nachfolgehandlung zum 30. Januar 1933 ist. Schon seit Mitte der zwanziger Jahre beobachten wir im kommunalen Bereich Tendenzen zur organisatorischen Vereinheitlichung der bürgerlichen Parteien. Vorgänger im Reichsmaßstab war die »Sammlungspolitik« am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Diese offensichtlich in der Heraufkunft des Imperialismus und in der Herausforderung durch die Arbeiterbewegung begründete Tendenz setzte sich ab 1930 in der Aufsaugung des bürgerlichen Wählerpotentials (mit Ausnahme des Zentrums) durch die NSDAP fort. Die Machtübertragung an Hitler hatte innenpolitisch die Funktion, die Ansprüche der Arbeiterbewegung, insbesondere der Gewerkschaften, zu brechen und so die Reproduktion des kapitalistischen Systems zu sichern. Die Akkumulation wurde über die Rüstung wieder flottgemacht (eine faschistische Version des Keynesianismus, dessen nichtfaschistische Fortsetzung Karl Schiller, erst NSDAP, dann SPD, ab 1966 zeitweilig in der Bundesrepublik durchsetzte). Die dadurch ausgelöste Staatsverschuldung mußte wenig Kopfzerbrechen machen, da sie durch Ergebnisse erhoffter Eroberungen im Osten kompensiert werden sollte. Als dies nach Stalingrad schiefging, wurde die Einziehung einer weiteren Linie nötig. Ihre Intentionen entsprachen in etwa denjenigen der Investitur Hitlers 1933, die mit der Maßgabe erfolgte, die NSDAP müsse zwar Gelegenheit erhalten, die Arbeiterbewegung zu zerschlagen, ihrerseits aber zähmbar bleiben. Innenpolitisch war das bald eine Fehlkalkulation, außenpolitisch hielt diese Linie immerhin bis 1941, nämlich bis zum Bruch mit den Vereinigten Staaten. Die Zähmung übernahm im gleichen Jahr die Rote Armee, die allerdings nach Stalingrad ihrerseits gezähmt werden mußte, nämlich durch die Westalliierten. Auf diese Weise sollte der Kapitalismus ein zweites Mal gerettet werden. Ein solches Konzept vertrat die Mehrheit der »Männer des 20. Juli«. Gerade die CDU des Jahres 1984 bemüht sich — wie bereits in den fünfziger Jahren die dominante Linie der westdeutschen Geschichtsschreibung um Gerhard Ritter und Hans Rothfels — um eine Rückbindung an dieses

Ereignis. Das geschieht zum Beispiel in der biographischen Darstellung von Unionspolitikern, die gerade mit dem faktischen Geschehen des 20. Juli 1944 nichts zu tun haben. Dafür einige Beispiele: Kurt Georg Kiesinger, 1933-1945 Mitglied der NSDAP, ab 1940 Stellvertretender Leiter der Rundfunkpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und Verbindungsmann zum Goebbels-Ministerium, wird in einer 1984 erschienenen Festschrift zu seinem achtzigsten Geburtstag als ein Oppositioneller dargestellt, an dessen juristischem Repetitorium junge Leute teilnehmen, deren Familien in Verbindung mit dem 20. Juli 1944 standen. Star der Runde: der Offizier Axel von dem Bussche, der bereit war, sich samt Hitler in die Luft zu sprengen, daran aber durch einen Zufall gehindert wurde. Allerdings wußte Kiesinger nichts von seinem Plan. Der gleiche Axel von dem Bussche gilt als der beste Freund des neuen Bundespräsidenten noch aus jener Zeit. So ist es in einem Band »Richard von Weizsäcker — Profile eines Mannes« nachzulesen, der ebenfalls 1984 erschienen ist. In diesem Buch wird behauptet, von Weizsäcker sei zwar nicht Mittäter, aber Mitwisser des 20. Juli gewesen. Der erste Vorsitzende der CSU nach 1945, Josef Müller (»Ochsensepp«), war Geheimdienstmann vor 1945 und schrieb sich Kontakte zur Anti-Hitler-Opposition zu. Keinerlei Verbindung zum 20. Juli hatte Hans Filbinger. Dennoch schaffte es der bayerische Kultusminister Hans Maier in einer Landtagsdebatte 1983, ihn in dessen Kontext zu stellen. Ludwig Erhard wird in Carl Goerdelers politischem Testament empfehlend erwähnt. Im gleichen Jahr 1944 führte der spätere Wirtschaftsminister und Bundeskanzler Gespräche über die ökonomische Nachkriegsperspektive mit dem hohen SS-Führer Ohlendorff, der 1951 als Massenmörder hingerichtet wurde.

Die politische Elite, welche sich so kurz vor Kriegsende herausbildete, erhielt ihre Massenbasis mit der Gründung der CDU und der CSU. Dabei setzte sich der Vereinheitlichungsprozeß des bürgerlichen Lagers vom Ende der Weimarer Republik fort, das damals noch in zwei Formationen gespalten war: die Zentrumspartei und die NSDAP. Ihr Potential verschmolz nach 1945. Dies geschah in Etappen: Die alten Nazis waren in der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht politikfähig. So erklärt sich der Aufstieg des alten Zentrumsmannes Adenauer. Ihm zur Seite standen Politiker, die vor 1933 in ihren nichtfaschistischen bürgerlichen Parteien verblieben waren (zum Beispiel Schlange-Schöningen von der Deutschnationalen Volkspartei und Gustav Heinemann vom Christlich-Sozialen Volksdienst). So ging die Formierung einer neuen Elite, welche ca. 1944 begonnen hatte, zunächst weiter. Massenlegitimation gewann sie 1946/47 mit den ersten Landtagswahlen. 1950 stießen dann ehemalige Nationalsozialisten in die Führungsgruppe vor: Kurt Georg Kiesinger hielt auf dem Gründungskongreß der CDU in Goslar eines der beiden Koreferate zu Adenauer. Er wurde Mitglied des geschäftsführenden Vorstandes. Durch die Einbringung der einzigen interklassistischen Partei vor der NSDAP, des Zentrums, wurde auch eine Arbeiterbasis gewonnen: der Grundstein zur Volkspartei war gelegt.

Zweitens: Der christliche Sozialismus der ersten Nachkriegsjahre war mehrheitlich keine demokratische Alternative. In sich war er uneinheitlich.

Die einflußloseste Gruppe bildete die Frankfurter Richtung (Dirks, Kogon, als praktischer Politiker: Werner Hilpert), die keine eigene Theologie hatte. Die Kölner Dominikaner um Siemer und Welty dagegen fußen auf der Gesellschaftslehre des Thomas von Aquin und erhoben den Anspruch, die Dynamik der kapitalistischen Entwicklung vorbürgerlichen Normen zu unterwerfen. In der Dominanz außerökonomischer Vorgaben mochten sich Berührungen mit dem Ethischen Sozialismus ergeben. Da dieser aber ausschließlich innerweltlich begründet war, mußten sie oberflächlich bleiben. Denn die christliche Soziallehre war kultur- und auch familienpolitisch reaktionär. Die berlinisch-protestantische Variante (Otto Heinrich von der Gablentz) lebte ebenfalls stark von vorkapitalistischen Postulaten.

Drittens: Die CDU/CSU könnte den Kampf um die Intelligenz gewinnen. Gewiß ist dies allerdings nicht. Immerhin ist die Reduktion ihrer intellektuellen Fähigkeiten auf die Formel: gefährlich, mächtig, aber doof, unzutreffend. Die Theoriearmut der Ära Schmidt hat ein Vakuum erzeugt, in dem selbst geringfügige Ideologieangebote schon erheblich wirken. Wie sehr selbst Sozialdemokraten bereit sind, sich hier einer konservativen Führung anzuvertrauen, zeigt noch einmal der im Econ-Verlag erschienene Jubel-Band über Richard von Weizsäcker. Hier schreiben neben Unionspolitikern auch Autoren, die der SPD entweder angehören oder ihr nahe stehen, dazu andere, die seit Jahrzehnten als Radikaldemokraten hervorgetreten sind. Nahezu völlig unkritisch feiern sie — von Gaus und Borm bis hin zu Ingeborg Drewitz — Richard von Weizsäcker als einen der ihren, obwohl dieser die Aufrüstung mit Pershing II und Cruise missiles ebenso befürwortet wie den Radikalenbeschluß von 1972 und dessen scharfe Anwendung. Ein Autor, der Pressesprecher der Berliner SPD, Wiegrefe, hat immerhin einen hellen Moment: »Seine Ansichten über die Wurzeln des Jugendprotestes und das Zusammenleben mit Ausländern waren einfühlsame pädagogische Lektionen eines aufgeklärten Geistes. Doch in der praktischen Politik ließ er seinen Innensenator Lummer Remedur schaffen, durften seine christ-demokratischen Parteifreunde von 'tabula rasa' träumen und er störte sie nicht dabei.« Diese Erkenntnis hält gerade zwei Seiten lang, dann heißt es: »Richard von Weizsäcker war nicht mein Regierender Bürgermeister, aber er wird mein Bundespräsident sein.« Dies ist ein Beispiel für neosozialdemokratische Ignoranz in Sachen Ideologie. Auch fällt dem Verfasser gar nicht auf, daß mit Kohl, Schwarz-Schilling und Wörner die gleiche Arbeitsteilung möglich ist wie mit Lummer. Heinrich Böll rät, Richard von Weizsäcker möge doch bitte im Park der Villa Hammer Schmidt Empfänge für Ausländer, Asylbewerber, Arbeitslose, Sinti und Roma und reuige Terroristen geben. Horst-Eberhard Richter hat einen ähnlichen Tip. Der solcherart Angepredigte wird sich dadurch bestätigt sehen, denn es handelt sich um dieselbe »Neue Soziale Frage«, die er seit langem — allerdings nicht originell, sondern in der Nachfolge von Geißler — propagiert. Dieses Problem sei, so lehrt er, durch Großorganisationen, insbesondere die Gewerkschaften, nicht lösbar, vielmehr von ihnen erst erzeugt.

Mit der »Neuen Sozialen Frage« hat die CDU bereits Mitte der siebziger Jahre ein Motiv in die Debatte gebracht, das danach von der Alternativ-

bewegung artikuliert wurde. Dieses Thema ist mit ihrer eigenen Theoriegeschichte seit den sechziger Jahren eng verbunden. Die Propagierung der »Formierten Gesellschaft« 1964/65 ging davon aus, daß weder der Sozialstaat noch die großen Verbände, insbesondere die Gewerkschaften, für die Präsentation sozialer Interessen ausreichten, im Gegenteil: der Staat sei durch die Herrschaft der Verbände gefährdet, er müsse seiner sozialen Funktion entkleidet werden. Diese Wendung gegen die Einwirkung des Interessenpluralismus auf die Politik reicht bis in die Weimarer Republik, etwa zu den damaligen Schriften von Ernst Forsthoff, zurück. »Herrschaft der Verbände?« lautete eine Kampfschrift von Theodor Eschenburg aus den fünfziger Jahren. Nach Auffassung der Theoretiker der »Formierten Gesellschaft« und der »Neuen Sozialen Frage« müssen an die Stelle des Sozialstaates die subsidiären Tätigkeiten freier Träger treten, unter denen der Familie eine zentrale Funktion zukomme. Formale Analogien zur Argumentation der Alternativbewegung sind offensichtlich. Deshalb mag es sinnvoller sein, zu überprüfen, ob es Unterschiede gibt. Diese resultieren schon aus dem verschiedenartigen historischen Bezug: CDU und CSU verneinen nicht den Staat, sondern nur einen Teil seiner Funktionen. Seine Repressions- und Kontrolltätigkeiten fördern sie ausdrücklich. In der »Neuen Sozialen Frage« verbindet sich liberale mit autoritärer Argumentation widerspruchsfrei. Von hier aus führt kein Weg zur Alternativbewegung. Deren Staatsverständnis geht allerdings ebenfalls auf eine liberale Wurzel zurück. Eine andere Quelle ist aber wohl eine anarchoide Tradition. Subjekte der Selbsthilfe sind für CDU und CSU die Familie und private Unternehmer. Auch ihre subsidiäre Ergänzung soll nicht durch Staat und Gemeinde, sondern durch »freie« Institutionen wie etwa die Kirchen und ihnen zugeordnete Einrichtungen erfolgen. Genossenschaftliche Träger finden allenfalls am Rande Platz. Dagegen sind sie die zentralen Elemente der »alternativen« Selbsthilfebewegung. Dies hat inhaltliche Konsequenzen: die Praktizierung des Subsidiaritätsprinzips bei CDU und CSU schließt ein Frauenbild ein, das von der Alternativbewegung bekämpft wird (von Randzonen abgesehen, in denen eine Ideologie der »neuen Mütterlichkeit« ebenfalls gedeiht). Auch die Gruppen, die als benachteiligt gelten, sind weithin andere, bei CDU und CSU z. B. kinderreiche Familien. Als eine Kerngruppe ihrer Klientel unter anderen peilen die Unionsparteien durchaus auch Teile der Industriearbeiterschaft, insbesondere Facharbeiter an, ohne daß diese hervorgehobene Schicht mit ihren tatsächlichen Arbeiterwählern in dem Maße identisch wäre, das der Unions-Propaganda entspräche.

Im Zeitablauf der siebziger Jahre stellt sich die Thematisierung der »Neuen Sozialen Frage« so dar: Zunächst kam die CDU, dann die Selbsthilfebewegung im Umkreis der Grünen, schließlich stolperte noch Peter Glotz mit seinen »kleinen Netzen« hinterdrein. Diese Sequenz ist weder zufällig noch praktisch bedeutungslos. Wer kapitalistische Staatspraxis in der Krise zu verantworten hat, wird nach einigen Jahren gedankenärmer sein als diejenigen, welche die Oppositionschanse nutzen. Doch ist es keine Selbstverständlichkeit, daß diese ihre Gelegenheit wahrnahmen. Dadurch, daß die CDU als erste mit der »Neuen Sozialen Frage« hervortrat, besetzte sie ein Feld, in das sonst eine kreative Linke tiefer hätte einbrechen können.

Für diejenigen, die sich berufsmäßig mit den Bedingungen von Politik befassen, ergibt sich hier Stoff zum Nachdenken. In der Kunst spielt die Kategorie des Neuen eine zentrale Rolle, in Krieg und Revolution der richtige Zeitpunkt. Die Beschleunigung gesellschaftlicher Prozesse und die Bedeutsamkeit von Aktualität, die dort gilt, ist angesichts der Funktion, welche schnelle Information heute hat, mittlerweile vielleicht auch kennzeichnend für den politischen Alltag, der keine politischen Nickerchen mehr zuläßt.

Die Wahlkampfparole »Freiheit statt/oder Sozialismus«, die CDU und CSU 1976 und 1980 benutzten, ist nur für diejenigen demagogisch, welche unter Sozialismus gesellschaftliches Eigentum, Planwirtschaft und eine Machtsicherung, die Revision einer solchen Ordnung ausschließt, verstehen. Sie trifft dagegen exakt das Sozialismus-Verständnis der SPD: »Demokratischer Sozialismus« als Versuch der Beseitigung von Ungleichheit und Fremdbestimmung durch Vermehrung von Staatsfunktionen. Demagogisch ist die Kampfformel »Freiheit statt Sozialismus« nur insofern, als sie unterstellt, auf Zunahme staatlicher Intervention könne bei der Sicherung der Reproduktionsbedingungen des Kapitalismus verzichtet werden.

Als ich entlaubt wurde

Gestern bin ich entlaubt worden. Erst fielen mir die Schuppen von den Augen, dann das Übrige. Es war kein Halten. Das Feigenblatt fiel, das Blatt vor dem Mund. Meine Brillen stürzten sich rosarot auf die Straße. Meine Scheuklappen dienten spanischen Tänzern als Castagnetten. Die Schere im Kopf taugt seitdem zum Haarschnitt. Ich verlor eine Fassung nach der anderen. Rücksicht, Vorsicht und Nachsicht, meine Zensoren, fielen sich in die Hände. Mein Beifall wechselte von einer falschen Seite zur anderen. Mein Kopf stand auf. Mein Herz schlug aus. Es war Mai. Nun sieht sich der Wald vor meinen Bäumen vor.

P. M.

Hermann P. Piwitt

Ein Held wird geboren

1945. Auch in Oberitalien ist der Krieg zuende. Auf seinem Alterssitz am Gardasee schreibt Gian Battista Taumaturga, genannt 'Gabriele, das Rübchen', Italiens größter Dichter, Kriegs- und Frauenheld, inzwischen zweiundachtzigjährig, seine Memoiren.

Offen gesagt, es ist alles gelogen. Geboren bin ich in Razzogloriosa an der Adria, gut. Daran ist nicht zu rütteln. Echt wird auch das Todesdatum sein. Demnächst. Wenn mir nicht noch was dazu einfällt. Aber der Rest dazwischen? Man will mir ans Leder. Wir haben den Krieg verloren. Aber ein paar Leute meinen, ihn gewonnen zu haben. Und nun rennen sie mit abgesägten Schrotflinten herum, plärren 'Bella Ciao' und wollen ihr Mütchen kühlen. Die reinste Jagdsaison. Steine fliegen über die Mauer in den Park mit Zetteln dran: 'Hau ab, alter Sack!' Verirrte Schüsse; man will Wachteln gesehen haben. Als ob es hier je Wachteln gegeben hätte. Raussetzen wollen sie mich, ihren Commandante. Und dann ihre Kommandantura hier aufmachen, mit Stempeln, Nutten und Genickschuß.

Als ob sie nicht alle mitmarschiert wären damals, solange es noch was zu holen gab! Abessinien, Eritrea, Libyen, Dodekanes, Albanien, Somaliland. Und der General Badoglio immer vorneweg. Aber dann, kaum daß die Cowboys im Land stehn, die Fronten gewechselt. Und die Herren von der Ehrenwerten Gesellschaft, die Blüte der Knäste von Palermo bis Sing Sing, Arm in Arm mit der Army. Chocolate und CocaCola. Freiheit und Democracy...! Als ob ich nicht von Anfang an vor dem Duce gewarnt hätte. Ein Emporkömmling. Keine Kultur, keine Taille, keine Rasse. Ein stumpfer Bock. Ohne Delicatesse. Aber verbreiten, er habe mehr Frauen gehabt als ich! Wie er das Kinn beim Redenschwingen gereckt hat, 'a noi!', unser Schlachtruf — alles hatte er von mir. Und dann die Posse in Libyen mit dem Schwert des Islam; kaum, daß er sich mit dem Prügel auf dem Pferd hat halten können, der Fettsack, vor den Kameras.

Hat man ihn deshalb gleich umbringen und an den Beinen aufhängen müssen mit seiner Schicksse? Sogar im Geburtshaus in Razzogloriosa sind sie seinerzeit aufgekreuzt; das muß man ihnen lassen: Ciano in vollem Wuchs, der Marschall Balbo mit seinen ewigen Wickelgamaschen, der halbe Großrat — alle sollen sie im blauen Salon gestanden und die Fresken an der Decke bestaunt haben. Der Brand von Troja mit dem flüchtenden Aeneas plus Vater und Sohn. Der Raub der Proserpina. Die Frucht- und Blattgewinde drumherum mit den Putten, Schwänen und Doggen drin... Jeder nahm ein Auge voll davon mit. Vom Mobiliar dürfte sonst nicht mehr viel am alten Platz gewesen sein. Einiges haben sie später wieder eingesammelt, die fleißigen Ameisen von der Stiftung. Truhen, Bilder, Betten, sogar das

alte Kohlenbecken, das immer so qualmte. Kein Iglu ist so kalt, wie ein italienisches Mietshaus es war, damals, im Winter. Und natürlich das eiserne Bettgestell in der Schlafnische, wo ich zur Welt kam. Denn, um die Wahrheit zu sagen: Ich bin nicht auf dem Meer geboren. Auch nicht auf der Brigantine 'Irene'. Ich weiß, es war meine Idee. Aber man wird ja wohl noch einen Scherz machen dürfen? Also nichts da: Von wegen 'die Adria, das mare nostrum, selbst ging schwanger mit ihm'. Es waren auch keine Einsiedler aus den Abruzzen die Vorfahren. Von wegen 'sie geißelten sich, bis das Blut kam. Sie aßen Schnee und pflückten sich die Adler vom Himmel.' Sie kratzten auch nicht ihr Siegel in die Felsen mit 'dem Nagel, den Santa Elena vom heiligen Kreuz rettete'.

Sie gingen von Haus zu Haus und stopften den Leuten die Matratzen nach; das war es. Aber was soll man machen. Mythen, Legenden, der ganze Schwinkel. Die Leute sind ganz wild auf sowas. Wenn ich an die Bilder Geschichten denke, die über mich in Umlauf sind. Taumaturga: 'Der Liebling der Frauen'. 'Der Freund des Volkes!' 'Der Mann, der den Roten Baron zerbröseln hätte, hätte er sich nur einmal in den italienischen Luftraum gewagt'... Ich hau mir ja selbst ab und zu so ein Heftchen hinter die Linse; zusammen mit Buffalo Bill und Tom Mix, dem Wunderreiter. Ich kann mich gut gemalt sehen... Daß ich den Leuten rechtzeitig hätte die Augen öffnen sollen? Hat sich was. Eher hätten sie den Spielverderber erschlagen als von ihren Illusionen gelassen.

Um bei der Wahrheit zu bleiben, ich sagte es schon: Ich bin geboren in Razzogloriosa an der Adria, im Jahr als die königlich-piemontesischen Truppen die mit ihnen verbündeten Republikaner unter Garibaldi bei Aspromonte entwaffneten. Schließlich, auch im Freiheitskrieg muß Ordnung herrschen, sagte der Vater. Am Tag meiner Geburt war die halbe Stadt auf den Beinen, um ihm, dem Don Francesco Taumaturga, zu seinem Erben zu gratulieren. Die Rapagnettas, so reich an Kindern wie an Gütern arm, umarmten den stolzen Vater, ihren leiblichen Sohn, und brachten Trinksprüche aus. In seinem Bratenrock walzte Don Antonio, der Großvater, herum, stolz, daß sein Adoptivsohn es endlich zu einem Stammhalter gebracht hatte. 'Lu Gabriele' hieß das Lieblingsschiff seiner kleinen Frachtflotte. Es brachte Gewürze von Dalmatien an die Küste. Nach ihm, so war beschlossen, sollte das Neugeborene heißen. Nach ihm und Johannes, dem Täufer. Ich glaube, das paßte ihm sehr. Herübergekommen aus Sulmona auch die Benedictis, von der Mutter her. Don Filippo voran trug eine Lade mit vierhundert Silber-Piastern, die er mir Münze für Münze in die Windeln stopfte. Ein Erstgeborener aus den Familien 'Wundertäter' und 'Gebenedeit': Wenn da nicht Segen drauflag... Und dann Donna Rosalba und Donna Maria, die Tanten: Mit Amuletts behängten sie das Kind. Säckchen voll Salz, Brotkrumen und Getreidekörnern sollten die Kraft zu Höherem verleihen. Haarbüschel aus Dachshaar im Rücken vor Krankheit und bösem Blick schützen. Ich denke, ich wog gegen Abend gut das Doppelte, mit all dem Lametta. Fünfzehn Fässer Wein waren am Ende leergemacht. Und zwischen all dem Volk und Verwandten die Schwestern Anna und Elvira, in rote Mieder geschnürt, vergessen wie zwei voraufgegangene Fehlstarts nach dem ersten geglückten.

Zur Taufe trugen sie mich nach San Cetto, dem Schutzpatron der See-

fahrer. Verpackt in achtmal gefaltete blaue Seide, die eine dritte Tante geduldig mit Blumenmustern bestickt hatte. Und dann bis in den Morgen hinein ein Feuerwerk, als gelte es San Cetto selbst zu feiern.

Daß ihr Bambino Santissimo es mindestens soweit bringen würde wie San Cetto, davon waren sie alle überzeugt. Besonders mein Vater. Mein Vater war ein großer starkleibiger Mann mit dichtem schwarzen Haar. Er trug den Kopf stets so hoch, daß sich sein Nacken über dem steifen Kragen gleich zweimal wulstete. Mit seinem mächtigen schwarzen Schnauzer sah er aus wie der Seeelefant auf den alten Kupfern seiner 'Naturgeschichte' im Bücherschrank. Den Spitzbart am Doppelkinn trug er wie alle damals, die auf den König setzten, so sehr ihr Herz noch für Garibaldi schlug. Unter dem Kraut seines Moustache hing die Unterlippe fleischig herab. Die Kraft seiner kleinen listigen Augen war ganz und gar dort versammelt, wo er sie für seine Geschäfte brauchte: außen, auf dem Halbrund der Netzhaut. Und wen immer er damit ansah, dem schloß sich der Mund, der eben noch über ihn hatte lästern wollen.

Zu lästern gab es einiges. Seine Geschäfte waren weitläufig und verzweigt, wenn auch damals noch in Maßen und für ihn selbst überschaubar. Von Beruf Geometer hatte er mit der Mitgift meiner Mutter Grundstücke billig an sich bringen können, auf denen gebaut werden sollte. Er hatte eine Bauernwirtschaft erworben vor der Stadt und mit Hilfe seines Stiefvaters Ambitionen im Stadtrat. Am obersten Knopf seiner enggeknöpften Samtweste hing die Uhrenkette. Wenn er das massiv goldene Stück aus der Tasche zog, ein bißchen am Rädchen drehte, danach aufblickte und in die Runde lachte, hatte er im voraus jeden Kredit. Und nur, wer über die breiten hellgetönten Revers und die schwarzen Samtkragen auf seinen sündteuren Gehröcken hätte ins Grübeln kommen mögen, hätte im Dandy den Buffone, im Buffone den Bankrotteur von morgen erkannt.

Ich liebte ihn. Und er liebte mich, nach seiner Art. Er aß gut, trank stark, konnte wie Polifem zwölf Stunden durchschlafen, und wenn er gegen Morgen mit schweren Füßen von seinen Frauengeschichten heimkam, war es, als käme das Haus selbst nach Hause.

Ich liebte auch meine Mutter. Aber was war ihre Liebe wert, immer verfügbar, wie sie war? Sie hatten beide mit fünfzehn geheiratet. Und weil Geld auf beiden Seiten war, hatte niemand was dagegen gehabt, daß die Herzen sprachen. Aber nach ein paar Jahren merkten sie, daß sie wenig mehr verband als die Kinder. Und die blieben nur *ihr*. Fortan. Vom Leben.

Anfangs hatten sie sich noch gemeinsam bemacht wegen ihrem Gabriele, ihrem einzigen, ihrem Schmetterling. Nacht für Nacht müssen sie auf Trab gewesen sein beim kleinsten Muckser, den ich machte. Aber eines Mannes Feld ist die weite Welt. Und am Ende blieb ihr nichts als das, wofür sie sich ohnehin bestimmt sah: Die Frömmigkeit und die Tugend.

In Rom hätte sie sich einen Galan, einen Cicisbeo nehmen können. Hier, in der Provinz, blieb ihr nichts als ihr Gabriellino als Liebhaber. Und um den zerriß sie sich fast, zusammen mit den Tanten, der Großmutter und den Schwestern, die schnell spitz gekriegt hatten, wie es ihnen die Gunst des Hausherrn erhielt, wenn sie dessen Stammhalter ihre Jugend opferten. Ich war ihr Faustpfand. Sie beugten sich über meinen Schnippi: 'Seht nur, an dem wird noch so manche Frau ihre Freude haben'. Einmal, ich war schon

größer, kam abends Tante Rosalba ins Bett. Ihr Nachthemd stand oben offen, und ihre Brüste sanken aus dem Ausschnitt weich auf mein Gesicht herab, während sie mich küßte. Sie kicherte, als sei ihr ein Mißgeschick passiert. Sie nestelte sich zu. Sie seufzte. Manchmal hörte ich sie mit meinem Vater herumrascheln. Ich war wirklich in besten Händen. Und ich mußte lügen, wollte ich behaupten, daß ich es nicht genoß.

Arme gute Mutter. Immer wenn ich an Dich zurückdenke, sehe ich Dich so sitzen: am Fenster nach vorn zur Straße hin, in deinem wollseidenen schwarzen Kleid, wie es die Bauersfrauen trugen, strickend oder mit irgendeinem Weißzeug beschäftigt, und manchmal von Deiner Arbeit aufsehend, über das geschwungene Eisengitter des Balkons, über die Geranien, hinaus, nach draußen, wo das Leben unten an Dir vorbeiging. Ihr Gesicht wurde mit den Jahren immer länger. Und ihre Wangen sanken, die Mundwinkel nach sich ziehend, auf die Halskrause herab, nicht schwer von Genuß wie bei ihrem Mann, sondern erschlaft von dessen Abwesenheit. Manchmal schienen ihre Augen Sturm auszubrüten. Mütter kamen an die Tür, beschimpften sie. Daß ihr Mann sich gefälligst um die Kinder kümmern solle, die er mit ihren Töchtern gezeugt habe. Schlampe, nannten sie sie. Ob sie nicht besser aufpassen könne auf ihren Signore Schwanz? Ob es ihr am Ende wohl noch passe?

Sie steckte das weg. Und wenn überhaupt Leben in ihren Blick kam, so war es eine Regung der Sorge, ausgebootet in ein dünnes Lächeln. Der Sorge um ihren Sohn.

Gute Mamma. Ich habe Dich immer verehrt. Aber eben so, wie man einen Heiligen liebt: Man spricht ein Gebet und geht seiner Wege. Er selbst hat wenig davon, in seiner Nische.

Ihre Liebe war wie Salz und Mehl, das immer im Haus ist. Wie es dahin kommt, fragt niemand. Da war mein Vater aus anderem Stoff. Wann immer er sich mal blicken ließ, es wurde ein Fest daraus. Er nahm mich hoch und küßte mich ab. Er warf mich in die Luft und fing mich wieder auf. Er schwang mich herum, bis mir schwindlig wurde. Er blickte in die Runde der Frauen: 'Ich hoffe, er hat mich gut vertreten?' Als ich größer war, spielten wir 'La Morra'. Hellwach wie ein Fechter die Hand des Gegners im Auge behalten, dann plötzlich ein paar Finger ausstrecken und als erster die Zahl aller Finger, die im Spiel waren, nennen, lernte ich schnell. Und er ließ mich gewinnen, bis ich besser war als er. Er war fett. Aber an seiner Hand über die Strandpromenade oder über den Corso gehen und die neugierigen und verliebten Blicke der Damen auf ihn gerichtet sehen, auf seine starken Schultern, sein breites Daherschreiten, das war wie ein Auftritt mit dem König selbst.

Er hatte nicht die Bohne Kultur. Das bißchen, was er außer seinen Geschäften im Kopf hatte, hatte er aus Almanachen und Bauernkalendern. Aber auf seinen Knien sitzen und ihn von Napoleon und Garibaldi erzählen hören, seinen Tabak riechen oder das Parfum, das er am Kragen, am Hals mit nachhause gebracht hatte, und dann wieder mitnahm, und mit sich die Sehnsucht nach den Abenteuern, die er draußen bestand: das war nicht das Salz und das Mehl, das war die Pasta selbst.

Was für ein Futter für Träume. Für sich sein, ohne alleingelassen zu sein, wenn er dann wieder fort war. Sich aufgehoben wissen in verlassenen Zim-

mern. Die Frauen unten in der Küche, fern, aber immer in Rufweite. Den ganzen Tag über räumten sie herum. Sie kochten die Wäsche und behandelten Kragen, Manschetten und Chemisettes mit Reisstärke, bläuten die Weißsachen, mangelten und plätteten. Sie seihnten den ausgepreßten Saft von Brombeeren und Trauben durch Leinwand und ließen ihn auf kleinem Feuer, bis er eindickte. Sie salzten und säuerten Fleisch ein, Geflügel und Gurken. Sie kochten Kirschen, Orangen und Aprikosen zu Marmelade, ein Pfund Obst auf ein Pfund Zucker, und schützten, wenn ein Gewitter kam, die Milch vor dem Sauerwerden mit Wachstuch. Die kompliziertesten Kleider, Berge von Atlas und Seide, mit Spitzen, Bandschleifen, Rüschen und Rosetten dran, nähten sie selbst. Sie verstanden sogar, Eis zu machen, in flachen porösen Tongefäßen. Die Verdunstungskälte, versteht sich... Jeden Tag war das Kupfer zu scheuern und der Teig für die Nudeln durch die Maschine zu drehn. Aber das einzige, was davon zum Kind nach oben drang, waren Geräusche. Zank, Schnattern und manchmal ein Lachen. Das Klirren des Geschirrs und der Gong der Töpfe. Das Quietschen der Mangel. Das Klatschen des Wassers, wenn ein Eimer ausgegossen wurde: Ein Nest aus vertrauten Stimmen und Lauten, von dem man weg in Phantasien fliegen konnte, immer sicher, bei der Rückkehr weich zu landen.

Auf dem Fußboden lag ich auf dem Rücken, und an der Zimmerdecke stand eine Stadt in Flammen. Ein Krieger, ein Kind an der Hand, trug einen Alten auf dem Rücken aus dem Feuer. In einem Triumphwagen entführte ein wildblickender Mann eine Frau. Ein Dichter, der 'Dachs' hieß, eben noch am Königshof geehrt, nun krank im Hospital unter Irren. Maria, winzig in einem Kreis aus Licht, vor den prächtig geschmückten Hohepriester hintretend, dem eine Mondsichel vor der Stirn prangte. Die Madonna, groß, die Füße auf Mond und Schlange setzend. Und noch einmal sie, von Engeln in den Himmel getragen. Morgens, nach einer Nacht im Fieber, lag ich in die Dämmerung hinein wach, horchte auf das Gehen der Standuhr und sah dem Kreisen der Fliegen, dem kleinen Wehen der Vorhänge zu, bevor das Licht durchbrach und draußen auf der Piazza die Karren anrollten, und die Händler anfangen, ihren Kram auszusingen. Es gab einen Betstuhl, im Kinderzimmer, der benutzt wurde, ohne Widerspruch. Es gab San Sebastian an der Wand, einen Strahlenkranz von Pfeilen in der Brust, lächelnd, verzückt und nackt bis auf ein bißchen Tuch um die Lenden. Und im blauen Salon der König auf einem weißen und auf einem schwarzen Pferd Garibaldi, in seinen Poncho gehüllt, von einem geeinten Italien träumend.

Nichts von den langen Tagen am Hafen, bei den Fischern, vom Schwimmen in der leichten Brandung. Nichts vom Herumkrachsln auf Bourbonischen Kanonen, von Keilereien mit den Fischerjungen, vom ersten Steifen, den wir uns zeigten. Jeder Junge wächst so auf. Oder so ähnlich. Schluß davon.

Anfangskapitel der in Arbeit befindlichen Romanparaphrase auf das Leben d'Annunzios »Leben und Taten des großen Dichters, Kriegs- und Frauenhelden Gian Battista Traumaturga, genannt 'das Rüchchen', von ihm selbst erzählt« (Das Buch wird im Hoffmann und Campe Verlag erscheinen)

HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden

Wo kommen wir da hin, wenn wir einmal anfangen, öffentlich über unsere Geschäfte zu reden.

Sprecher der Bank für Gemeinwirtschaft zur Kritik der ÖTV-Vorsitzenden u. a. an der Finanzierung türkischer Kriegsschiffe

»Alles, was Sie gesagt haben ist richtig — aber Sie haben nicht alles gesagt«, schrieb Oskar Negt an den »lieben Karl Marx«, bevor er — Peter Glotz voröffend — den Kapitalismus auf die Arbeitszeit von 4 Stunden verkürzt und den Sozialismus in die Freizeit verlegt hat.

Kommunist sein ist nichts Anormales

UZ, 8.8.84

Die einzige deutsche Frau im Rampenlicht war Petra Kelly, als Autorin nicht eben bekannt, wohl aber als Feministin. Sie kam eben von Frauen-Widerstandscamps vor australischen Militärbasen herübergeflogen und forderte, hier, in der Nachbarschaft von Greenham Common: »Greenham Commons überall!«. Was sie vorlas am Abschlußabend, der den verschiedenen internationalen Schwerpunkten der Frauenbewegung gewidmet war: keine eigenen Texte, in kluger Bescheidenheit, sondern Theoretisches von Emma Goldsmith aus den 20igern Jahren — weiß Gott immer noch aktuell. Aber wo blieb der deutsche Beitrag?

Heima Hasters in feder 8/9/84

Elfi Hartenstein sagte im Nachhinein, sie hätte rigider, direkter eingreifen müssen, aber das ist unter Frauen, die bestrebt sind, alle Probleme gleichzeitig, ganzheitlich, im Gesamtzusammenhang zu lösen, nicht einfach.

Liz Wieskerstrauch in feder 8/9/84

Als Kommunist bin ich für Frieden und Abrüstung. Aber als Vorsitzender des Verteidigungsausschusses kann ich diesen Kampf nicht vorantreiben, weil er einen ausgesprochen politischen Charakter hat.

KPI-Abgeordneter Nagelini

Karl Pawek

Die nützliche Mär von der bösen Gewalt

Zerfallstendenzen und Abgrenzungsbestrebungen zeigen sich in der Friedensbewegung nicht erst seit der Kandidatur der Friedensliste bei der Europawahl am 17. Juni 1984. Mit dem Vollzug des »Nach«-rüstungsbeschlusses in der BRD war die Gemeinsamkeit von Friedensträumern und Friedenskämpfern, von Sehnsüchtigen und Entschlossenen, von Moralisten und Realisten zerbrochen. Noch reden sie alle vom Frieden, aber nur 312.756 Bundesbürger waren bei der Wahl bereit gewesen, ihre Stimme der Friedensliste zu geben und damit einer politischen Forderung und nicht nur ihren Emotionen Ausdruck zu verleihen. Dieses 1,3-Prozent-Ergebnis konnte nur jene begeistern, denen die bundesdeutschen Nachkriegsverhältnisse alle Hoffnungen auf gesellschaftliche Veränderungen gründlich ausgetrieben haben. Aber wir leben in einem Land, in dem mehr Menschen (1,6 %) nicht in der Lage sind, einen Stimmzettel korrekt auszufüllen, als sich für eine Liste zu entscheiden, auf der auch Kommunisten vertreten sind. Die Vision von einer massenhaften Friedensbewegung hat sich als Illusion erwiesen.

Für die Friedensliste stimmten weniger Menschen, als sich 1983 an den großen Demonstrationen in Bonn oder Hamburg beteiligt haben. Nur jeder 15te, der den Krefelder Appell unterschrieben hat, konnte sich für eine von antikommunistischen Vorurteilen und illusionären Waffenverwandlungsphantasien freie Haltung entscheiden. Und nur jeder 14te, der bei der gleichzeitigen Volksbefragung gegen eine Stationierung neuer Atomraketen votierte, sah in dem linksdemokratischen Bündnis Friedensliste seine Vorstellungen von Abrüstung und Friedenssicherung repräsentiert.

Dies bedeutet selbstverständlich nicht, daß Millionen Wähler der Bundestagsparteien nicht ebenfalls sehnlichst den Frieden wünschen. Aber man muß zur Kenntnis nehmen, daß die Friedensbewegung aus zwei qualitativ wie quantitativ höchst unterschiedlichen Teilen besteht, die das freudig begrüßte Bündnis von Katholiken, Anthroposophen, Linksliberalen, Sozialdemokraten, Kommunisten brüchig machen und perspektivenlos. Die Masse erweist sich dabei als Moment der Trägheit, sie bewirkt nicht Macht, sondern Folgenlosigkeit. Die erhoffte, nach klassischen Bündnisvorstellungen angestrebte Mobilisierung droht ins Leere zu laufen, zum ehrenvollen, doch politisch irrelevanten Glaubensbekenntnis zu verkommen. Die Ursachen dafür dürfen nicht nur in der bequemen Allerweltserklärung Antikommunismus gesucht werden, sie reichen weiter zurück in unsere Geschichte, auch das Verhältnis der Deutschen zur Gewalt spielt hier eine folgenreiche Rolle.

Hier stehe ich, ich kann auch anders

Am 29. März 1983 brachten in Mexiko City rund 800 Studenten einer 450 km nördlich gelegenen Landwirtschaftsschule fünf Stunden lang den gesamten Innenstadtverkehr zum Erliegen. Nachdem die Studenten eine Woche lang vergeblich in ihrer Hochschule gegen unzureichende Lehrmittel und Etatkürzungen protestiert hatten, stürmten Polizeitruppen den Gebäudekomplex und verletzten dabei zwei Studenten schwer. Daraufhin beschlossen die Hochschüler, ihre Forderungen in der Hauptstadt am Sitz der Zentralverwaltung vorzutragen. Zu Fuß machten sie sich auf den Weg. Einige wurden von Lastwagenfahrern mitgenommen, andere konnten per Autostop zumindest in Teiletappen vorwärts kommen, der Rest marschierte stundenlang auf den heißen, endlos geraden Straßen, bis ihnen die Erschöpfung drohte. Da stoppten sie einen Überlandbus, zwangen die Passagiere auszusteigen und den Fahrer, über hundert von ihnen nach Mexico City zu fahren.

Obwohl die meisten der Studenten vorher noch nie in der 16-Millionen-Stadt gewesen waren, fanden sie bis zum Mittag des folgenden Tages alle den vereinbarten Treffpunkt. Auf einem Stadtplan suchten sie vier Kreuzungen heraus, deren Blockade den gesamten Verkehr im Innenstadtbereich zum Erliegen bringen mußte. Sie sperrten die bis zu 16 Fahrspuren breiten Straßen und malten ihre Forderungen auf Hauswände und Schaufenster der Luxusgeschäfte am Paseo Reforma. Die Anwesenheit vieler Touristen in dieser Hotelzone schützte sie vor der Polizei, die sich darauf beschränkte, hinter den Malgruppen herzutrotten, um die Schäden zu notieren. Blockiert wurde auch der Sitz der zuständigen Verwaltung.

Während eine Delegation in dem von Studenten hermetisch abgeriegelten Gebäude verhandelte, standen, hockten, tanzten die Demonstranten auf den vier Kreuzungen, einige schliefen auf dem Asphalt, andere organisierten Zitronen und Wasser. In Liedern und Sprechchören beschimpften sie die Gringos und verkündeten ihre Solidarität mit den mittelamerikanischen Freiheitskämpfern. Die Blockade verlieh ihren Forderungen Nachdruck, die Verhandlungszeit nutzten sie für eine Manifestation internationaler Solidarität, wie sie auch in der tiefsten mexikanischen Provinz unter Analphabeten und hungernden Arbeitern eine Selbstverständlichkeit ist.

Je näher die Zeit des Abendessens rückte, desto mehr waren die in ihrem Dienstgebäude eingeschlossenen Staatsvertreter zu Konzessionen bereit. Da viele der Demonstranten 48 Stunden lang nicht geschlafen hatten, begnügten sie sich schließlich mit einem Teilerfolg. Die Verwaltung versprach, die Zuteilung von Lehrmitteln zu verbessern.

Aber erst als die Staatsvertreter, längst war es Nacht geworden, ihr Abendessen ernstlich gefährdet sahen, willigten sie in die letzte Forderung der Studenten ein. Dreißig städtische Busse wurden bereitgestellt, um die Demonstranten an ihre Hochschule zurückzubringen.

Die Beschreibung dieser überall in der vom Kapital beherrschten, nur in der Bundesrepublik nicht alltäglichen Aktion soll kein Beispiel mittelamerikanischer Demonstrationstaktiken zur Erbauung müder Friedensmarschierer in unserem Land sein, sondern eine Provokation. Denn für ihre

Forderung, mehr und besser lernen zu können, haben diese mexikanischen Studenten sehr viel riskiert. Mexiko, dessen antiimperialistische Außenpolitik dem Fortschritt dient, unterdrückt die Linke im eigenen Land. Nicht nur in Guatemala oder El Salvador, auch in Mexiko verschwinden spurlos Gewerkschafter und Politiker in geheimen Gefängnissen, wohl auch auf unbekannten Friedhöfen. Wer sich gegen die institutionalisierte Verwahrung der Revolution in der korrupten Regierungspartei auflehnt, riskiert sein Leben. Die Studenten am Paseo Reforma haben also nicht nur ungeheure Strapazen auf sich genommen, sondern auch sehr viel Mut gezeigt, »nur« um ihr Recht auf Ausbildung einzufordern.

Ich habe es nicht gewollt

Wir bundedeutschen Friedensfreunde dagegen sehen angeblich unser Leben, ja die Zukunft der Menschheit bedroht durch den atomaren Rüstungswahnsinn, und doch beschränken sich unsere gewaltfreien »Kampf«-formen auf Händchenhalten, auf Wunderkerzenzauber, auf eine Symbolik des Widerstands. Wir zelebrieren Konzerte für den Frieden als Hochämter und wehe dem, der dies — wie Hartmut Schulze in KONKRET — zu kritisieren wagt. Seit Jahren schon beschwören wir das weiche Wasser, den Stein zu brechen, bitten wir mit Georg Danzer: »Gebt's uns endlich Frieden«, lassen zu, daß beflissene Friedensfunktionäre Deeskalationsgespräche mit den Aufrüstungsvertretern führen, denn niemandem wollen wir weh tun, da darf kein Mißverständnis aufkommen, auch die Blockade von Militärstützpunkten meinen wir nur symbolisch. Petra Kelly fand dazu im Bundestag (15.6.83) ergreifende Worte: »Mein Bruder Polizist, mein Bruder Soldat, vergib mir... Ja, nimm mich, ich bin ganz friedlich, ich leiste keinen Widerstand, außer daß ich mich stelle wie leblos.« Wären diese Worte nicht in einer Abrüstungs-, sondern in einer Frauendebatte gefallen, sogar Petra Kelly hätte ihre Dummheit erkannt.

So aber ist die Friedensbewegung zweifach gescheitert. Sie hat, nur Tagträumer konnte dies überraschen, die Aufstellung neuer Atomraketen in diesem angeblich unserem Land nicht verhindert. Schwerwiegender aber noch ist, daß diese Friedensbewegung zwar eine ungeheure Emotionalisierung bewirkt hat, die sich jedoch als gefährliche Entpolitisierung erweist. Vergeblich hat Günther Anders (in KONKRET 11/83) vorgeschlagen: »Symbole mögen tief sein. Hören wir auf mit Tiefe, seien wir effektiv.« Glaubt wurde dem Friedensprediger und Abtreibungsgegner Franz Alt: »Nur Menschen, die selbst friedlich sind, können auch politisch Frieden bewirken.«

Eine vorgeblich antiautoritär, tatsächlich aber nur gefühlsduselig erzeugte Generation infantil gehaltener und alle Protestformen infantilisierender Menschen schwelgt in Gefühlsduseleien der Sanftmut. Unendlich lieb sind wir im Umgang miteinander, so zart und weich. Öffentlich stellen wir unser leidendes Innenleben zur Schau, was gewiß nicht falsch ist im Bett und in der Kneipe, aber absurd in der Politik. Oder hat die Aufrüstung gar nichts mehr mit Politik zu tun, ist sie ein beklagenswertes Schicksal? Es gibt Grüne, die eine solche Frage nicht einmal mehr komisch finden.

»Unheimlich« ist ihre Angst vor der Bombe, aber »unheimlich« schön ist auch das Gefühl der Gemeinsamkeit, wenn wir kerzenhaltend Menschenketten bilden. Die Tiefe der Gefühle verwirrt sogar die Sprache.

Diese Friedensbewegung hat in der Bewegung selbst ihren eigentlichen Zweck erfüllt: Ihre Mitglieder können ein gutes Gewissen haben. Wenn sie eines Tages im atomaren Inferno krepieren sollten (was freilich der Dümme nicht verdient), werden sie flüstern können: Wir haben es nicht gewollt, wir sind nicht schuld daran.

Die Friedensbewegung ist zur therapeutischen Selbsthilfevereinigung des immer verunsicherten, immer leidenden Kleinbürgertums verkommen, dessen Angst vor der Gewalt größer ist als vor der Bombe.

Christlich-ökologisch gestimmte, reformistisch bewegte selbstzufriedene Kleinbürger haben die Friedensbewegung entpolitisiert, indem sie jede politische Analyse durch Betroffenheit ersetzen. Wie sich diese Narren als Besitzer ihrer materiellen Güter fühlen, fühlen sie sich als Besitzer ihrer selbst, ihrer hohen und doch nur erbärmlichen Ideen, ihres Lebens. In ihrer Sehnsucht nach Harmonie haben sie gelernt, die Wirklichkeit zu leugnen. Sie wollen unschuldig sein an den Folgen der Gewalt, der Macht; wehleidig und selbstgerecht bejammern sie das Böse im schrankenlosen Glauben an das Gute, also an sich selbst. Während die Herrschenden wie die noch nicht verbürgerlichten Reste der Arbeiterklasse um die Macht ringen und vor Gewalt nicht zurückschrecken in Streiks und Aussperrungen hier, in Todeschwadronen und Guerillagruppen anderswo, weil sie für ihre politischen Ziele kämpfen, ist der Kleinbürger sich selbst sein einziges Ziel. Nur sich selbst will er bewahren. Jede Wirklichkeit, sogar die technologische, erscheint ihm als Beunruhigung, als Bedrohung, weil er von Politik nichts wissen will.

Im eigenen Garten Rosen oder Hanf züchtend, wo liegt da der Unterschied, in einer Welt der Ausbeutung und des millionenfachen Hungertodes Robbenbabys schützend, will er diese Welt nicht verändern, nur die Bedrohung seines Seelenfriedens abwehren. Zwar hat sich sein früherer Herz-Jesu-Glaube längst säkularisiert, nur mehr in einer hinteren Schublade gleich neben den Versicherungspolice ist Gott abgelegt für den Notfall, wirklich glauben tut er nur mehr an sich selbst. Aber wie jeder Gläubige vermag auch er nicht einzugreifen, nur zu beschwören. Wo früher das Kreuz hing, klebt heute die Friedenstaube, und die Menschenkette ersetzt die Prozession.

Der Kleinbürger, auch wenn er sich hinter einem starken Bart und unzähligen Plaketten versteckt, entwickelt in seiner neuen Ichbezogenheit eine maßlose Sensibilität. Sie befähigt ihn, alles Böse, fast alles Unrecht dieser Welt zu empfinden. Aber er will und darf sich der ökonomischen Ursachen nicht bewußt werden, um nicht seine eigene schändlich parasitäre Rolle zu erkennen. So ist jede Gewalt für ihn nicht ein Mittel, sondern etwas Böses. Er haßt nicht eine Politik, sondern die Gewalt, die sie für ihre Durchsetzung anwendet. Gewaltfreiheit ist sein biederer Traum, Schwerter will er zu Pflugscharen umwandeln, alle Waffen bannen überall und sofort. Dabei ist es ihm tatsächlich unmöglich, zwischen amerikanischen und sowjetischen Raketen zu unterscheiden, denn ihn, der es aufgegeben hat, in historischen und damit politischen Kategorien zu denken, weil er sich nicht als

gesellschaftliches Wesen, sondern als die schönste und kostbarste Blüte des Universums empfindet, bedrohen sie beide. Solange Atomwaffen nur ferne Wüsten und Atolle und Eingeborene verseuchten, war er weniger aufgeregt. Seit er aber hat sagen hören, daß sein eigener Garten Schauplatz des nächsten Krieges sein könnte, mußte er viel Angst ertragen. Rasch erklärte er ihn für atomwaffenfrei. Doch ganz allmählich scheint er sich in sein für ihn so fürchterliches Schicksal zu fügen und sich wieder der Pflege seines Ichs zuzuwenden.

Die bundesdeutsche Friedensbewegung ist zu einem großen Teil kleinbürgerlich und deutsch und nicht viel mehr als dies. Aber sie wird erfahren müssen, daß es keinen Frieden gibt ohne Gewalt, daß Frieden nicht in der Idylle und als Idylle geschaffen werden kann.

Ruhe und Orden

Das besondere deutsche Verhältnis zur Gewalt — friedensbeflissen gegenüber der Autorität, exzessiv gewalttätig unter autoritärer Führung — hat historische Ursachen. Elias (»Über den Prozeß der Zivilisation«) wies darauf hin, daß die deutsche Kleinstaaterei zu einer größeren Militär- und Polizeipräsenz in den einzelnen Ländern geführt hat, als dies in England, Frankreich oder Spanien der Fall war. Während diese Territorien größtenteils natürliche Grenzen hatten (Meere, Gebirge), die von relativ wenigen Soldaten verteidigt werden konnten, waren die zumeist künstlichen Grenzen der deutschen Länder überaus gefährdet und mußten intensiv bewacht werden. Auch erlaubten bei uns die geringen Entfernungen zwischen Residenzen und Landesgrenzen kaum militär- und polizeifreie Räume. Paris, Madrid, London waren für die meisten Untertanen ihrer Majestäten weit weg. Doch in den fünf Königreichen, einem Kurfürstentum, sieben Großherzogtümern, zehn Herzogtümern, elf Fürstentümern und vier freien Städten des Deutschen Bundes um 1830 waren Militär und Polizei fast überall präsent. Elias: »Dieser Aufbau des Gewaltmonopols aber nötigte die einzelnen Menschen nicht in der gleichen Art zu einer Kontrolle durch sich selbst, wie etwa der englische; er zwang die Individuen nicht zur selbstständigen und halbautomatischen Eingliederung in ein lebenslängliches »team-work«, sondern er gewöhnte die Einzelnen von klein auf in höherem Maße an eine Unterordnung unter andere, an den Befehl von außen.«

Bereits die Reformation mit ihrer Bindung des Glaubens aller Untertanen an die Überzeugung (besser: die Nützlichkeitsbegründungen) der Herrscher hatte im Deutschen Reich die Abhängigkeit von der Autorität gestärkt. Glaubenszwang und kleinstaatliche Macht schufen den deutschen Untertan, dessen erste Bürgerpflichten Ruhe und Gehorsam waren, sind und wohl noch lange (auch unter sozialistischen Bedingungen) bleiben werden. Daher konnte unter allen Revolutionen im Deutschen Reich auch nur die eine (Schein-) Revolution siegen, die von oben angezettelt und gefördert wurde, die nationalsozialistische. Diese Revolution als eine spezifisch deutsche zu verstehen, kann eine Faschismusanalyse nicht ersetzen, aber doch nationale Besonderheiten erklären. Nur Kriege bzw. der Rassismus erlaubten dem deutschen Untertan Gewaltanwendung in Form des gewalttätigen

»Widerstands« gegen Erz- und Volksfeinde, weil er von der Autorität legitimiert war. Kriege und Judenvernichtung bildeten das Ventil der erzwungenen inneren Friedfertigkeit, der verinnerlichten Gewaltlosigkeit.

Sogar die gewalttätigste Bewegung in Deutschland nach 1945, die Studentenbewegung, hat nie die Gewalt als ein Mittel zur Durchsetzung politischer Ziele akzeptiert, sondern die Gewaltanwendung durch ihre Medienwirksamkeit gerechtfertigt, bevor sie sich die verantwortungsbefreiende Theorie von der Gegengewalt zurechtbastelte. Auch die Gewalt der RAF war, soweit sie nicht eine instabilisierende Funktion im Interesse der Herrschenden haben sollte, keine verändernde, nur eine symbolische Gewalt. Ihre ganze Brutalität richtete sich gegen Symbolfiguren, gegen Repräsentanten, nie gegen die Ursachen der Verhältnisse.

Die mexikanischen Studenten dagegen wendeten Gewalt nicht an, um zu demonstrieren oder zu protestieren, sondern um eine Verbesserung ihrer Lage zu erzwingen. Diese funktionale Gewalt, vergleichbar der Gewalt des Streiks, der Betriebs- und Hausbesetzung, ist Mittel und nicht Symbol (und erreicht somit nie die Brutalität von RAF-Aktionen). Eine Blockade von Kasernentoren jedoch, die allen Beteuerungen zum Trotz selbstverständlich auch eine Form der Gewalt darstellt, will gar nichts erzwingen und dient letztlich nur der Selbstbefriedigung der Blockierer. Ob jemand für den Frieden blockiert oder strickt oder hungert, ist gleichgültig und in jedem Fall nur ein Spiel mit Symbolen.

Weil das Gewalttabu unser Denken und Fühlen beeinträchtigt, blieben Günther Anders Vorschläge zur Sabotage undiskutiert. Statt dessen rächen sich in diesem Land bestenfalls ein paar Aktivisten dafür, daß ihnen ihre Mamis und Papis die geliebten Spielzeugpistolen weggenommen haben: »Irgendwo auftauchen, sein Ding machen und ganz schnell wieder verschwinden, das find ich 'ne gute Geschichte« (Wendlandblockierer in KONKRET 6/84). Die Sprache entlarvt diesen Kämpfer als Lausbuben. Wenn er sich einmal ausgetobt haben wird (ohne von Justizbeamten zum Terroristen erzogen worden zu sein), steht seiner friedlichen Zukunft als braver Bürger nichts mehr im Wege.

Verständlich ist es, daß die Herrschenden ihr Gewaltmonopol hüten, Gewaltfreiheit predigen, jede auch nur symbolische Anwendung von Gewalt geißeln, denn der untertänigste Verzicht auf Gewalt sichert ihre Herrschaft. Doch was geht in Eltern vor, die ihren Kindern Spielzeugwaffen, Kriegsspielzeug verbieten? Wollen sie Schamanen gleich so das Böse bannen? Hat das Symboldenken so weit die Wirklichkeit verdrängt, daß sie wie ihre Urahnen glauben, durch die Zerstörung des Symbols die Wirklichkeit verändern zu können? Sie hassen die Gewalt, statt sie zu einem vernünftigen, aus der Würde des Menschen gerechtfertigten Umgang mit der Gewalt zu befähigen. Was immer auch Friedensprediger Alt den Gläubigen weismachen will: Christus hat nicht gebetet und gehungert, um die Händler aus dem Tempel zu vertreiben, sondern zur Peitsche gegriffen.

Das Aufschlitzen von Bäuchen, das Fressen von Genitalien, das Abhacken von Gliedmaßen ist in Filmen, anders als in der kaum weniger brutalen, nur verdrängten Wirklichkeit, eine Frage des Geschmacks und mehr nicht. Solange derartige Schauvergnügen in Avantgardefilmen nur einer Minderheit, einer bürgerlichen Kulturelite vorbehalten waren, galten sie als

Kunst. Erst als sich auch das Volk an solchen Dingen erfreute, drohte von ihnen Gefahr, auf einmal hieß es, solche Szenen würden verrohend wirken.

Als ob es die Maskenbildner wären, die Menschen roh werden lassen, und nicht unsere gesellschaftlichen Verhältnisse. Fassungslos über die ausbrechende Gewalt suchte der Kleinbürger seit seinem Eintritt in die Geschichte die Ursachen überall, nur nicht in den sie bedingenden Verhältnissen. Bernhard Gleim verwies (in Kirche und Rundfunk, 32/84) auf Zeitungsberichte aus der Zeit um die Jahrhundertwende, z.B.: »Raubmordversuch in Dresden. Das Lesen eines Schundromans hat in Dresden einen jungen Mann in schwere Konflikte mit dem Gesetz gebracht. Ein 21-jähriger junger Mann, der bisher unbescholten war, aber durch die Lektüre des Schundromans 'Die Marketenderin von Orleans' seinen sittlichen Halt verlor, versuchte eine Prostituierte zu überfallen und zu ermorden. Der Täter wurde der Polizei übergeben.« Das falsche Erklärungsmuster blieb unverändert bis heute, nur hat Video den Schundroman ersetzt. Gleim: »Die Schundromane mußten symbolisch für all das eintreten, was der Erwachseneneneration an der verproletarisierten, verstädterten Jugend unheimlich war ... Der Kampf gegen die Schundliteratur diente der imaginären Bewältigung des Unbehagens in der Kultur; und sprechender noch als die Phantasien derer, die durch die Schundliteratur angesprochen wurden, waren die Phantasien derer, die gegen sie ankämpften. Im Kampf gegen die unanständige, brutale Literatur jedenfalls wurde die anständige Militarisierung vorangetrieben.«

Geburtshelfer der Geschichte

Weil die Ideologie von der Gewaltfreiheit (auch und gerade gegenüber Sachen, denn in einer hochentwickelten Gesellschaft beruht Macht nicht mehr auf der Verfügbarkeit über Menschenkraft, sondern über anfällige und gefährdete Apparaturen) nicht nur ein zeitgemäßes Herrschaftsmittel ist, sondern zugleich die durch psychische Repression Beherrschten von ihr träumen, funktioniert sie reibungslos. Dabei müßte die Absurdität dieser Ideologie jedem einsichtig sein. Es gibt kein Leben ohne Gewalt. Jedes menschliche Handeln (außer dem schweigenden Beten) ist Gewalt. Wer Gewaltfreiheit predigt, täuscht andere oder sich selbst. Gewalt wird ausgeübt im Straßenverkehr. Die Produktionsverhältnisse und ihre Folgen vergewaltigen die Produzierenden. Das Patriarchat ist gewalttätig nicht nur, wenn der verkrüppelte Mann zuschlägt. Zensuren, Leistungsdruck, aber auch Konkurrenzspiele, Lob und Tadel sind die Gewaltmittel der Pädagogen. Film und Fernsehen fesseln uns, die Discomusik hämmert auf uns ein, mit schlagenden Argumenten zwingen wir unseren Gesprächspartnern eine Meinung auf. Wir zerstören unsere Umwelt. Wir üben und erdulden permanent Gewalt, und kein Mythos kann dies ungeschehen machen.

Noch im Mittelalter herrschten Menschen durch die Kraft ihrer Körper und die Gewalt ihrer Waffen, Gewalt bestimmte die Verhältnisse. Die zunehmende Organisation der Gesellschaft, die Herausbildung größerer, nicht mehr allein durch Körperkraft beherrschbarer Territorien erzwang eine Zähmung, eine Zivilisierung der Gewalt. Es wurde notwendig, »die

Menschen zum Teil durch sich selbst, durch die Modellfigur ihres Über-Ichs zu beherrschen« (Elias). Diese Periode der »Verhöflichung der Krieger« (12.-17. Jahrhundert) ging einher mit einer Monopolisierung der Gewalt durch die Territorialfürsten. Eine neue Moral, neue sittliche Gebote entwickelten sich, die unter anderem jede nichtlegitimierte, das heißt nicht im Interesse des Herrschers liegende Gewaltanwendung unter Strafe stellten. In einem jahrhundertelangen mühsamen Erfahrungs- und Lernprozeß verinnerlichten die Untertanen diesen Monopolanspruch. Sie wurden »entwaffnet«, mehr noch, sie entwickelten — ähnlich einem impotenten Sexualfeind — einen Abscheu auch vor Symbolen der Gewalt, soweit sie nicht staatlich erwünscht waren.

Diese Monopolisierung der Gewalt war Voraussetzung für die Entwicklung des Handels, der Produktivkräfte, also unserer Zivilisation, auch unserer politischen Kultur. Aber die Untertanen verzichteten nicht nur auf die Anwendung von Gewalt, sie unterwarfen sich damit auch der Autorität. Der Zwang wurde zum Gebot.

Wie sehr dieses Gebot der Gewaltfreiheit verinnerlicht wurde, zeigt sich in seiner letzten Konsequenz, dem Selbstmord. Sehr viel mehr Menschen bringen sich heute selbst um, als daß sie andere töten. Sie zerstören ihr eigenes Leben, statt die Ursachen ihres Elends zu bekämpfen. Auch hierbei wird die Scheinhaftigkeit der kleinbürgerlichen Gewaltdiskussion erkennbar: 843 jährliche Morde in der BRD füllen tausende Zeitungsspalten und schüren ein endzeitliches Gewaltlamento. Daß sich jährlich fast doppelt so viele Jugendliche selbst umbringen, scheint niemanden zu erregen.

Die nützliche Mäe von der bösen Gewalt ist nicht nur die Wurzel des ohnmächtigen Pazifismus und der fragwürdigen Kriegsdienstverweigerung (anstelle einer notwendigen Kriegsführungssabotage), sie gebär auch solche Perversionen des menschlichen Denkens wie die Selbstverbrennung oder das Hungern für den Frieden. Warum, fragte Günther Anders zu Recht, ißt niemand Schinkensemmeln für den Frieden? Die Wirkung wäre die gleiche.

Wer Gewaltfreiheit propagiert, leugnet nur die Gewalt, die von ihren schrecklichsten Verursachern, den Eigentumsverhältnissen und ihrer Reproduktionsinstanz Patriarchat, ausgeht. Dieser Gewalt ist nicht mit Symbolen beizukommen, sondern nur mit massenhafter Gewalt, die im Unterschied zu tiefen und doch nur lächerlichen Symbolen weh tut.

Keinesfalls benötigen wir in der Bundesrepublik eine Avantgarde der Gewalt. Sie wäre sofort isoliert und sehr bald eliminiert. Unumgänglich aber ist der Versuch, die Gewalt in diesem Lande zu entsymbolisieren, sie zur wirklichen Gewalt der Nachdrücklichkeit zu machen. Linke Gewalt darf dabei nicht in den historischen Fehler verfallen, Menschen zu ihrem Glück zwingen zu wollen. Ihre Rechtfertigung liegt allein darin, daß sie den Menschen Glück ermöglicht. Sie will auch nicht die Repräsentanten des Systems treffen (Attentate in hochtechnologisierten Gesellschaften sind sinnlos), sondern das System selbst.

Franz Josef Degenhardt

Die Lehrerin

Sie nun also ganz in Weiß, sogar mit Schleier,
Bernhard: Cutaway, Zylinder.

So kommen sie aus dem Portal durch das Spalier der Leute.
Und die Orgel braust, die Glocken läuten, und die Sonne scheint.
Man klatscht, und ihre Klasse OIIIa wirft Reis. Ganz witzig —
eine Hochzeit wie aus einem Film der 50er Jahre.

So hatten sie sich's ausgedacht.
Sie weiß nicht, ob sie weinen oder lachen soll.
Bevor sie jetzt die Treppe runtergehn, bleiben sie stehn für einen Augenblick.
Sie sieht auf diese kleine, alte, schöne Stadt,
die ihr noch immer fremd ist, so wie diese Sprache, die gern alles klein und weich
kaut,

aber immer auf der Lauer liegt.

10 Jahre ist das her, wie sie hierher gekommen ist als Lehrerin an das Gymnasium.
Da hatte sie sich angemeldet,
aus der Großstadt weg, aus diesem Gift und eigenen Saft.
In einer kleinen schönen Stadt die alten Dinge in Bewegung setzen,
wenden, über junge Köpfe.
So hatten sie in Seminaren und in langen, heißen Nächten diskutiert;
im Schwarz-Rot-Gold das ROT zum Leuchten bringen, mußte möglich sein
warum nicht auch in der Provinz?
Die Zeichen waren gesetzt mit Willy Brandt und Gustav Heinemann.
Es roch nach Vormärz, und man sang die alten Lieder.
Diesmal mußte es gelingen, trotz Radikalerlaß und
trotz alledem, trotz alledem, trotz alledem.

Es lief auch gleich gut los:

Die Schüler mochten sie, und paar Kollegen dachten so wie sie.

Demokratie wurde gewagt im Schülerparlament.

Die Schülerzeitung haute auf den Putz. Flugblätter auf dem Schulhof.

Das Jugendzentrum wurde selbstverwaltet, und sie saß mit in dem Verwaltungsrat.

Sie demonstrierten gegen Nazi-Treffen, Waffenexport und den NATO-Flugplatz
vor der Stadt.

Sie lasen Brecht in Deutsch, den kannte man noch nicht in dieser Stadt,
und in Geschichte Bundschuh, Bauernkrieg, und 48 — die revolutionären Traditionen —

und diskutierten durch die hellen Maiennächte,
und sie schwammen unterm Silbermond und nackt im Fluß.

Ihr Kursus in der Volkshochschule über Lohnarbeit und Kapital, der wurde abgesetzt.

So fing es an.

Man schloß das Jugendzentrum. Vorwand: Drogenhandel, Schlägerei,
und sie bekam von ihrer Schulbehörde den Verweis.

War das der Grund, weshalb sie aus der Wohngemeinschaft ausgezogen ist?
 Sie weiß es nicht mehr, weiß auch nicht mehr, wann die ersten Eltern von Verführung sprachen,

Indoktrination, und die Kollegen Vorsicht rieten.

Darüber hat sie nur gelacht.

— Doch daß sie dann im Unterricht beim Bauernkrieg
 statt Thomas Münzer immer mehr dem Martin Luther rechtgab,
 war das diese Vorsicht?

Jedenfalls war es weit noch vor der Bonner Wende, als sie dem Tennis-Club beitrug,
 wo Bernhard spielte und die einflußreichen Leute aus der Stadt.

Ja, auch noch vor der Wende war es, als die neuen Schüler kamen,
 cool und clever, ohne alle Illusionen,
 wieder fein gekleidet,
 die sich amüsierten, wenn sie mit den andern demonstrierte gegen Kernkraftwerke
 und Raketen,

und die wurden mehr und mehr und winkten müde ab:
 Projektwoche Friedenserziehung? So was ist doch out, und jetzt sind andere Themen angesagt.

Und als sie losschrie, unbeherrscht,

da haben sie sie ausgelacht,

Sabine auch und Markus.

Und die Scham in deren Augen, weil sie beide mehrheitsfähig bleiben wollten,
 hat sie krankgemacht.

Die Magensäure läßt sie manchmal nicht mehr schlafen, und sie fragt sich: War das
 nun vergebens,

die 10 Jahre, eine Vormärzwiederholung,
 sehr romantisch, aber eben nur als Farce?

Kommt jetzt die fürchterliche Wirklichkeit?

Doch wer in diese Richtung denkt, sagt Bernhard,
 der kriegt Krebs.

Noch immer stehen sie oben auf der Treppe, und sie sieht auf diese kleine, alte, schöne Stadt.

Die Kirchentür steht offen, und die Orgel braust.

Die Glocken läuten, und die Sonne scheint.

Man klatscht, und ihre Klasse OIIIa wirft Reis.

Vater und Mutter fallen ihr ein.

Sie sind nicht da. Sie hat ihnen von der Hochzeit nichts geschrieben.

Berhard drückt jetzt ihren Arm. Sie sollen weitergehen.

Auf einmal sieht sie vor sich jenes Hochzeitsphoto ihrer Eltern im Familienalbum:

Ihre Mutter ganz in Weiß, sogar mit Schleier.

Vater: Cutaway, Zylinder.

Die Kirchentür steht offen und die Sonne scheint,
 und sicher haben die Glocken auch geläutet und die Orgel hat gebräust,
 wie sie durch das Spalier der Leute jetzt die Treppe runtergehn:

Ein Ehepaar.

Michael Schneider

Bomben-Existentialismus

Nicht nur unsere sauerstoffarmen Seen und Flüsse, auch unsere Gedanken und Phantasien sind vom »Umkippen« bedroht — und in vielen Fällen bereits umgekippt. Die apokalyptische Redeweise hat zu einem Reduktionismus des politischen Denkens geführt, der erschreckend ist; bis in die Reihen der »Grünen« und Friedensbewegten hinein. »Leben« und »Friede« heißen die zentralen Losungen jenes politischen oder vielmehr existentialistischen Sparprogramms, das inzwischen Hunderttausende, ja, Millionen Menschen auf die Straßen führt. Freilich klingen diese an sich selbstverständlichen Forderungen in den Ohren gewisser Politiker und Militärs heute fast schon revolutionär. Die Mehrheit der Friedensbewegten will »nur« — was angesichts der Gefahr eines Dritten Weltkrieges allerdings schon ungeheuer viel ist — die Abrüstung der Blöcke und Frieden auf einer Erde, die ihnen schon längst nicht mehr gehört. Von einer strukturellen Veränderung oder gar Umwälzung jener politisch-ökonomischen Verhältnisse, die Krise Aufrüstung und Krieg immer wieder aufs Neue erzeugen, ist schon längst nicht mehr die Rede, allenfalls noch bei den grünen Fundamentalisten. Hatte vor fünfzehn Jahren eine intellektuelle und politische Avantgarde den — vielleicht hochgestochenen — Ehrgeiz, die sozialdemokratisch zugekleisterten Widersprüche dieser Gesellschaft aufzubrechen und durch eine sozialistische Transformation zu überwinden, so erscheint den meisten Pazifisten und Intellektuellen heute der faule Friede in einer sozialdemokratischen Republik von Flicks, Essers und Amerongens Gnaden schon fast wie eine ferne Utopie am Horizont. An die Stelle der großen alternativen Projekte ist ein unendlich bescheidener defensiver Existentialismus getreten: Ein Existentialismus des schieren Überlebens. Aber geht es wirklich nur noch ums »Leben« und ums »Überleben«?

Das apokalyptische Denken, das ja in Wirklichkeit ein parareligiöses ist, hat jedoch nicht nur unsere politischen Wünsche, Ansprüche und Utopien auf ein Minimum zurückgeschraubt, es hat auch das politische Unterscheidungs- und Differenzierungsvermögen nachhaltig beeinträchtigt. Die apokalyptische Angstvision hat jene Eigenschaft, die Marx einst dem Gelde zuschrieb: sie stiftet scheinbare Gleichheit zwischen an sich Ungleichem, ebnet mithin alle Unterschiede ein. In dem universellen Bedrohungs-Szenarium, das sie entwirft, sind die Feinde und Feindbilder im Prinzip austauschbar. Die apokalyptische Münze verwandelt alles einander an, verkuppelt die unvereinbarsten Gegensätze, stiftet überall falsche und trügerische Gleichheitszeichen: Reagan = Tschernenko, US-Imperialismus = Sowjetimperialismus, Pershing 2 = SS 20 usw.

Daß die UdSSR aufgrund ihres geschichtlichen Invasionstraumas (Rußlandfeldzug Napoleons 1812, Intervention der weißen Konterrevolutionsarmeen aus 14 europäischen Ländern 1919, Überfall der Hitler-Armeen 1941) und infolge ihrer nahezu vollständigen militärischen Einkreisung

(360 US-Militärbasen rund um das sowjetische Territorium) ungleich mehr Grund und Berechtigung hat, sich von den USA bedroht zu fühlen als diese umgekehrt von der Sowjetunion; daß der sowjetische Einmarsch in Afghanistan die erste militärische Intervention der UdSSR nach 1945 außerhalb ihres eigenen Machtbereichs darstellt, während die USA im gleichen Zeitraum in Dutzenden von Ländern militärisch und politisch interveniert hat (in Korea, in Vietnam, im Kongo, in der Dominikanischen Republik, in Guatemala, in Chile, im Libanon usw., zuletzt in Grenada); daß der Rüstungsexport der USA doppelt so hoch ist wie der der UdSSR; daß die amerikanischen Waffen primär dazu dienen, die US-abhängigen Militärregime und Folterdiktaturen in den Ländern der Dritten Welt zu stützen, während die sowjetischen Waffen vor allem den sozialen und nationalen Befreiungsbewegungen in diesen Ländern zugute kommen; daß die USA eine klassische Vorrüstungs-Nation ist, während die UdSSR eine klassische Nachrüstungs-Nation ist, welcher der Rüstungswettlauf durch einen militärisch und technologisch stets überlegenen Gegner historisch aufgezwungen worden ist; daß die sowjetische Rüstungsindustrie weitgehend dem Primat der Politik unterliegt und daher eher kontrollierbar ist, während mit Reagans Machtantritt die Vertreter des »Militärisch-Industriellen Komplexes« direkt die Staatsmacht übernommen haben; daß an der US-Rüstung alle großen US-Konzerne und Hunderttausende von Aktionären verdienen, während die sowjetische Rüstungsindustrie keine Gewinnabschöpfungsmaschine darstellt, vielmehr für die gesamte Volkswirtschaft eine unerträgliche Belastung darstellt (und mit ursächlich für ihre chronische Depression ist); daß auch Atomraketen mit der gleichen Anzahl von Sprengköpfen mitnichten einander gleich sind, weil die Bereitschaft, sie gegebenenfalls einzusetzen, im Weißen Haus und im Pentagon nachweislich größer ist als im Kreml und, und, und — all diese »feinen Unterschiede« zwischen beiden atomaren Supermächten, die die westliche »Nachrüstungs«-Propaganda systematisch verschleiert hat, sind im apokalyptischen Bewußtsein der meisten Zeitgenossen, auch der pazifistischen, längst eingegeben oder werden, wo sie sich hin und wieder Gehör verschaffen, als »quantités négligeables« behandelt. Denn in der Nacht der Apokalypse sind alle Katzen grau!

Da unsere Apokalyptiker erstens keine Unterschiede mehr machen, sondern gewohnt sind, beide Supermächte über den gleichen imperialistischen und atomaren Leisten zu schlagen, und da sie zweitens die polit-ökonomischen Gesetzmäßigkeiten nicht kennen (oder nicht mehr kennen wollen), die zu Imperialismus, Aufrüstung und Krieg führen, bleibt ihnen auch nichts anderes übrig, als an die »Friedfertigkeit« der Menschen, vor allem der verantwortlichen Politiker und Militärs zu appellieren. Das Problem der Abrüstung wird von seinen komplexen politisch-ökonomisch-militärischen Interessenlagen gelöst und in ein ethisches bzw. religiöses, d. h. in ein *Gesinnungs*-Problem verwandelt. An die Stelle einer differenzierten Analyse und eines klaren Katalogs politischer Nah- und Fernziele, tritt dann die neue christliche Friedensinnerlichkeit, der moralisierende Appell zur »Einkehr« und »Umkehr zum Leben«. Aus dieser parareligiösen Bußfertigkeit beziehen auch einige Widerstandsformen der Friedensbewegung, etwa das »Friedensfasten« ihr Pathos.

Und doch dokumentiert die neue Friedensinnerlichkeit, wo sie des materialistischen Rüstzeugs entbehrt, nur ihre eigene Ohnmacht und Hilflosigkeit vor der Geschichte. So fordert etwa Franz Alt, dieser tapfere »Friedenstörer« in den Reihen des christlich-konservativen Aufrüstungslagers, die »Umkehr der Herzen«, da wir alle »bereits psychisch atomar verseucht« seien, und die »Rückkehr zum Geist der Bergpredigt« — statt die politische Kontrolle über den »Militärisch-Industriellen Komplex« und die Expropriation der Rüstungsprofite. Der friedliche und sympathische »Geist der Bergpredigt« hat nämlich noch keinen christlichen Kapitalisten, Bankier oder Aktionär daran gehindert, sein Geld dort anzulegen, wo es sich am schnellsten vermehrt: in der Rüstungsindustrie. Aber laut Alts Friedensfibel steht ja die Alternative: Kapitalismus oder Sozialismus nicht mehr zur Debatte, da es »primär ums Überleben geht«. Für diese entschiedene Klarstellung werden ihm selbst diejenigen dankbar sein, die ihn wegen seines engagierten Pazifismus' aus dem Amt jagen wollen.

Nicht allein die christlichen Pazifisten neigen dazu, die Abrüstungs- und Friedensproblematik als eine Frage der seelischen Hygiene aufzufassen. Die fatale Verinnerlichung und Gleichmacherei vermittelt einer neuen »Wir sind die Bombe«-Metaphysik wird inzwischen auch von vielen pazifistischen Laien betrieben. Selbst der intelligente und gebildete Peter Sloterdijk, dessen »Kritik der zynischen Vernunft« ein in vieler Hinsicht bemerkenswertes Werk darstellt, verfällt streckenweise diesem kruden atomaren Existentialismus. So heißt es etwa in dem Kapitel »Bombenmeditation«, das sich bestens als Sonntagsphilosophie für jene Herrenzyniker eignet, die Sloterdijk ansonsten so scharfsinnig demaskiert: »Die Bombe ist keine Spur böser als die Wirklichkeit und um kein Haar destruktiver als wir. Sie ist nur unsere Entfaltung, eine materielle Darstellung unseres Wesens. Sie ist bereits als Vollkommenes verkörpert, während wir im Verhältnis zu ihr noch gespalten sind. Angesichts einer solchen Maschine sind nicht strategische Erwägungen am Platz, sondern ein großes Hinhorchen. Die Bombe fordert von uns weder Kampf noch Resignation, sondern Selbsterfahrung. Wir sind sie.«

Die Erfindung und Konstruktion der Atombombe war nur innerhalb einer technischen Zivilisation möglich, die ein rein instrumentelles Verhältnis zu Mensch und Natur hat und auf der imperialen Unterwerfung der Erde gründet. Sie drückt also nicht die »materielle Darstellung unseres Wesens«, sondern das »Wesen« der Imperialismen aus, dessen brutalste und aggressivste Erscheinungsform heute der US-Imperialismus darstellt. Wir wollen doch nicht vergessen, daß es die Amerikaner waren, die zum ersten Mal in der Geschichte die A-Bombe eingesetzt haben. (Freilich hätte der deutsche Imperialismus unter Hitler von dieser Möglichkeit auch Gebrauch gemacht, wenn die V-Waffen rechtzeitig fertig geworden wären). Es gilt heute unter Historikern als erwiesen, daß der Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki weniger den Japanern und der Beschleunigung ihrer (ohnehin besiegelten) Niederlage galt, sondern von Präsident Truman und seinem Beraterstab als »Test« und offenkundige Drohung gegen die Sowjetunion angesehen worden war. Bekanntlich haben US-Senatoren auch während des Korea-Krieges mit dem Einsatz der A-Bombe gedroht; und höchstwahrscheinlich hätten sie ihre Drohung wahr gemacht, wenn die

Sowjetunion inzwischen nicht auch über die A-Bombe verfügt hätte. Seither gehört — leider! — die Drohung mit der Atombombe auch zum »Wesen« der sowjetischen Abschreckungspolitik; doch drückt sich darin keineswegs ihr genuines, vielmehr ein ihr historisch aufgezwungenes Wesen aus, welches das geschichtliche Resultat einer von den USA ausgehenden atomaren Erpressungspolitik ist. Sloterdijks schicker Appell an unsere Selbsterfahrung: daß wir das in der Bombe verkörperte Wesen in uns selbst entdecken mögen, verwischt nicht nur die qualitative Differenz zwischen Vorrüstungs- und Nachrüstungsnationen, sondern auch den »Wesens«-Unterschied zwischen den Betreibern der atomaren Hochrüstungspolitik und ihren Gegnern im eigenen Lande. Am Ende freilich kann es uns allen gleich sein, ob wir von einer »wesentlichen« oder einer »unwesentlichen«, einer »Vorrüstungs«- oder einer »Nachrüstungs«-Bombe getroffen werden; gehört es doch zum »Wesen« der Bombe, daß sie alle Lebewesen vernichtet.

Ulrich Greiner fährt in der »Zeit« auf derselben obskuren Verinnerlichungs-Schiene, wenn er, auf Sloterdijk Bezug nehmend, die Unfähigkeit der Rüstungsgegner beklagt, sich selbst als das größte Friedenshindernis zu begreifen: »Die Teufel (für die Friedensbewegung) heißen Reagan und Weinberger. Von den Teufeln in ihrer eigenen Brust weiß sie nichts. Die Wurzeln allen Unheils sieht sie in den Militärs, in der Rüstungsindustrie, in den Politikern.« Aber — so mahnt der feuilletonistische Kanzelprediger — »der Krieg beginnt in uns selbst«, und kein Friede auf Erde wird sein, wenn wir nicht endlich erkennen, »daß wir die Bombe sind«.

Im Grunde haben wir es hier mit einer pazifistischen Neuauflage der alten »Kollektivschuld«-These zu tun, die schon damals die Nachkriegsdeutschen daran gehindert hat, die gebotenen politischen Konsequenzen aus zwölf Jahren NS-Diktatur, Krieg und Zusammenbruch zu ziehen. Die »Seele des Menschen« wird zur eigentlichen Giftmülldeponie erklärt und alle Gewalt, auch die der Bombe, in die Mördergrube des menschlichen Herzens verlagert. Also heißt es zuerst unsere Seelen entgiften und unsere Herzen abrüsten, bevor wir berechtigt sind, die Zufahrtswege zu amerikanischen Raketendepots zu blockieren. Und wehe dem, der nur ein Quentchen Gewalt, eine Spur von Aggression und Feindseligkeit — und sei es gegen die knüppelnde Staatsgewalt — in sich selber entdeckt! Solche »bösen Buben« sind nämlich nicht besser als die amerikanischen Militärplaner und Rüstungsindustriellen. — So lautet der eigentliche Text dieser bombastischen Innerlichkeit, hinter der unschwer der warnende Zeigefinger liberaler Ordnungshüter zu erkennen ist. Sollte sich dieser zur Staatsschutz-Philosophie pervertierte »Geist der Bergpredigt« (Jesus hat bekanntlich die Händler mit Gewalt aus dem Tempel getrieben) hierzulande durchsetzen, dann wird sehr bald nicht die Bundesrepublik, sondern die Friedensbewegung »abgerüstet« sein. Da lobe ich mir den Schriftsteller Günter Grass, der (so sektiererisch im Fall Engelmann) immerhin die gebotenen politischen Konsequenzen aus der Raketenstationierung zieht, indem er zur Wehrdienstverweigerung, zum Boykott einer Bundeswehr aufruft, die längst zum integrierten Bestandteil der militärischen Offensivstrategie der NATO geworden ist (siehe den Rogers-Plan).

Der neue Konservatismus oder wie man rechts und links vertauscht

Neben dem neuen Bomben-Existentialismus gibt es noch eine andere politische und philosophische Plattform, die sich dem stets innovationsbedürftigen Bewußtsein unserer intellektuellen Trendliner als geradezu ideale Drehscheibe anbietet: Der neue Konservatismus. Nicht zufällig hat gerade das »Zeit«-Feuilleton die hierzulande geführte Konservatismus-Debatte begierig aufgegriffen; bot sie doch manchen Intellektuellen und Feuilletonisten die günstige Gelegenheit, ihr Bewußtsein zu »wenden«, ohne deswegen ihr linksliberales Image einbüßen zu müssen.

Wie man das macht, führt uns wiederum Ulrich Greiner, der Weichspüler des deutschen Feuilletonismus, in seinem Artikel mit dem vielsagenden Titel vor: »Links, wo der Daumen rechts ist.« Er setzt sich darin mit »einigen linken Mißverständnissen des 'Spiegel'« und des »Spiegel«-Redakteurs Christian Schultz-Gerstein auseinander. Nachdem er in fünf Sätzen Herbert Marcuse und den Marxismus zum alten Eisen befördert und all jenen »Ignoranz« und »Phantasielosigkeit« bescheinigt hat, die noch einem »nostalgischen Linksbegriff« anhängen (ein Vorwurf, mit dem er meines Erachtens Schultz-Gerstein zu viel Ehre erweist), betreibt er mit Hilfe des Konservatismus-Begriffs ein ideologisches Vexierspiel, das in seiner Unverschämtheit schon wieder verblüffend ist: »Richtig ist, daß sich unter den deutschen Intellektuellen und Schriftstellern seit geraumer Zeit etwas geändert hat. Man ist nicht mehr so links, wie man es einmal war... Die Veränderung der Begriffe erkennt man schon daran, daß die Grünen dem Wortsinn nach konservativ sind, während die früher so genannte konservative herrschende Regierung jenem Fortschrittsglauben verhaftet ist, der sein Heil im Wachstum, also in einem inhaltsleeren permanenten Wandel erblickt. ... Die Rechten geben sich dynamisch und progressiv. Sie nehmen den Veränderungsbonus in Anspruch. Und die Linken, die früher progressiv waren und permanente Veränderung wollten, verhalten sich beharrend und konservativ... Und wenn die Rechten auf Fortschritt und Rationalität pochen, dann muß man sich diesem Begriff von Fortschritt und Rationalität widersetzen, und dann kann es vorkommen, daß man auf Gedankengänge und Argumentationen stößt, die man selber einstmals für irrational und konservativ gehalten hätte. Ob dies dann noch links ist oder Verrat an alten Dogmen, das interessiert wirklich nur die Gesinnungsprüfer der Nation.«

Eine hübsche Volte hat unser ideologischer Zaubermeister da geschlagen: Schwupp di wupp! Und schon ist aus links rechts und aus rechts links geworden. Die wahren Progressiven sind also heute die Konservativen! So einfach ist das. Verbeugung! Beifall! Vorhang! Wem fiel da noch auf, daß unser feuilletonistischer Trickkünstler mit gezinkten Karten bzw. Begriffen arbeitet! Sein Trick besteht nämlich in der pauschalisierenden und demagogischen Verwendung der Begriffe »progressiv« und »konservativ«; allein dadurch erscheint das alte Links-Rechts-Schema auf den Kopf gestellt und Herr Greiner als Gipfel des »Progressiven«.

Zunächst eine kleine Berichtigung und Erinnerung für gedächtnisschwache Feuilletonisten: Ein großer Teil dessen, wofür sich seinerzeit die Neue

Linke eingesetzt hatte, hatte durchaus bewahrenen, also konservativen Charakter. So suchte sie z. B. das Grundgesetz in seiner ursprünglichen Form vor der Demontage durch die Notstandsgesetze zu bewahren. Desgleichen suchte sie das Humboldtsche Bildungsideal gegen die technokratische Hochschulreform und das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Völker gegen den amerikanischen Napalmkrieg in Vietnam und gegen die militärische Niederschlagung des »Prager Frühling« durch Sowjetpanzer zu verteidigen. Auch setzte sie sich schon damals für die Erhaltung der alten Baukulturen ein, die skrupellose Stadtsanierer, profitgierige Grundstücksspekulanten und Baulöwen mit dem Abriß bedrohten. Das bewahrende Prinzip gehörte ebenso sehr zum politischen Inventar der Neuen Linken wie das subversive Prinzip, die soziale Veränderungsdialektik. Umgekehrt sind jene Kräfte, die sich heute »dynamisch« und »progressiv« geben, d. h. Wirtschaftswachstum und technologischen Fortschritt auf ihre Fahnen geschrieben haben, konservativ in dem Sinne, daß sie die Profitwirtschaft und die privatkapitalistischen Eigentumsverhältnisse zu »bewahren« suchen, der sie ihre Privilegien, ihren Reichtum und ihre polit-ökonomischen Schlüsselpositionen verdanken.

Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß der Konservatismus-Begriff in den letzten fünfzehn Jahren einen gewissen Bedeutungswandel erfahren hat. Durch das Hervortreten der Umwelt- und der Atomproblematik haben sich die Gewichtungen innerhalb des alten Links-Rechts-Schemas verschoben, ohne daß dieses deshalb außer Kraft gesetzt wäre. Allein diesem Umstand verdankt Greiners Vertauschungsmanöver den Anschein des Plausiblen. Die Neue Linke teilte noch — darin lag allerdings ein nostalgisches Element — die zum Teil überholte Lenin'sche Klassenanalyse und ihren idolatri-schen Proletariats-Begriff, desgleichen die Marx'sche Vergötzung der Produktivkraftentwicklung. So glaubte die Achtundsechziger-Generation allen Ernstes noch an die menscheits-beglückende Kraft der Atomenergie. Nun, die »Grünen« haben sie unterdes' eines Besseren belehrt. Aber auch diese sind ja keineswegs nur konservativ in dem von Greiner gemeinten Sinne der Bewahrung von Natur, urbaner Umwelt und knapp gewordener Ressourcen. Eine solche Klassifikation würden sich die grünen Fundamentalisten jedenfalls verbitten; wissen sie doch längst — oder werden es noch früh genug erfahren —, daß ohne *Systemveränderungen* (wie die Neue Linke sich seinerzeit ausdrückte) kein einziges der von ihnen beschworenen Übel abgestellt werden kann.

Hätte sich Greiner wenigstens Erhard Epplers klärende Unterscheidung zwischen »Wert- und Strukturkonservativen« zueigen gemacht, dann wäre ihm der feuilletonistische Hokuspokus mit den Wörtern »progressiv« und »konservativ« nicht so leicht von der Hand gegangen. Eppler: »Wer auch nur den Wert unvergifteter Nahrung bewahren will, muß sich mit der Machtstruktur des Bündnisses zwischen Bauernverband und chemischer Industrie anlegen. Wer den Wert menschlicher Freiheit bewahren will, darf die Entscheidung über technische Innovation nicht ökonomischen Mechanismen überlassen. Wer den Wert des Friedens erhalten will, muß gegen die Strukturen des militärisch-industriellen Komplexes angehen... Naiver Fortschrittsglaube wird zur strukturkonservativen Waffe, der Wille zum Bewahren nimmt revolutionäre Formen an.«

Dies ist die Dialektik an der Sache, die den Bedeutungswandel des Begriffs »konservativ« in historisch angemessener Form ausdrückt. Eine Politik des bloßen Bewahrens wird überhaupt nichts ausrichten, geschweige denn bewahren, wenn sie nicht die gegebenen Systemstrukturen *progressiv* zu verändern sucht. Vor dieser gedanklichen und politischen Konsequenz indessen drücken sich unsere »progressiven« Intellektuellen vom Schläge Greiners notorisch herum. Den technokratischen Fortschrittsbegriff unserer industriellen Zivilisation parieren sie mit einem pauschalen Fortschritts-pessimismus und einem statischen Konservatismus-Begriff, der nicht nur die destruktiven Aspekte des technischen Fortschritts, sondern auch das Fortschreiten in Richtung auf radikale Strukturveränderungen verhindern soll. Der mörderischen »Rationalität« des industriellen Wachstums und des Rüstungswettlaufs wissen sie nichts anderes als einen ebenso mächtigen wie politisch gefährlichen Irrationalismus entgegenzusetzen, *anstatt auf der höheren Rationalität einer gesamtgesellschaftlich planenden Vernunft zu bestehen*, die allein die entfesselten Destruktionskräfte wieder in den Griff bekommen könnte. Doch solche Gedanken wagen unsere wendigen Intellektuellen kaum noch zu denken, geschweige denn auszusprechen, aus Angst, von ihren Brötchengebern zurückgepfiffen zu werden und ihrer Pfründe, z. B. ihrer ganzseitigen »Zeit«-Artikel verlustig zu gehen.

Es sind daher auch nicht die »linken Gewißheiten«, die an sich »zerbröckelt« sind, wie Greiner behauptet, als sei das ein Naturgesetz, wobei er sich auf einen so fragwürdigen Gewährsmann wie H. M. Enzensberger und einige andere »linke Schriftsteller« beruft, die »in ihren letzten Büchern vom Zweifel an alten Überzeugungen befallen sind und grüblerisch ihre Ratlosigkeit dokumentieren«; solche, oft bloß gut gespielte »Ratlosigkeit« entspringt vielmehr der instinktiven »Gewißheit« jener wendigen Leute, die genau wissen, daß man mit linken Auffassungen heute keine Karriere mehr machen kann; schon gar nicht in einem Kulturbetrieb, in dem der Theorie-Ekel, der Aufklärungs-Verdruß und die Denunziation der dialektischen Vernunft ebenso zum vorherrschenden Gestus geworden sind wie die reziproke Begeisterung für den Neuen Irrationalismus und die Verherrlichung des Wahns. Konservativ in einem wirklich progressiven Sinne zu sein, heißt heute auch: die Bestände der kritischen Gesellschaftstheorie vor der Verramschung durch einen Feuilletonismus zu bewahren, der sich umso »progressiver« gebärdet, je morbider und korrupter er wird.

Als Marxist — so glaube ich — muß ich unterscheiden zwischen zwei Formen der Dekadenz: der volksfremden und der volksnahen. Manche meiner Freunde glauben, daß die volksfremde Dekadenz die gefährlichste ist. Ich halte die volksnahe Dekadenz für gefährlicher. Sie drückt einen verlogenen Optimismus aus, der völlig unberechtigt ist, eine platte Pseudohumanität wie ewta: 'Menschen, Menschen sind wir alle'. Sie ist dumm in höchstem Maße.
Hanns Eisler

Honi soit qui mal y pense

Die sozialistischen Staaten Europas beurteilen das System der internationalen Beziehungen nach der Raketenstationierung in Großbritannien, Italien und der Bundesrepublik entgegen gewohnten Vorstellungen überraschend unterschiedlich. Die Prognosen, welchen Weg die Politik der Bundesregierung in Zukunft gehen wird, erscheinen, allein in der Prawda einerseits, dem Neuen Deutschland andererseits, gegensätzlich.

Unter der Überschrift »Auf dem Irrweg« war in der Prawda (2.8.), für deutschsprachige Leser der BRD in 'Sowjetunion heute' zu lesen:

»Die Bonner Führung, die den amerikanischen Kurs auf Konfrontation zur Sowjetunion und zu den anderen sozialistischen Ländern vorbehaltlos unterstützt und als Einpeitscher des Wettrüstens in Europa agiert, versucht, ihre Pläne zur Untergrabung des deutschen Arbeiter- und Bauernstaates aktiver und hartnäckiger denn je zu realisieren... Bezeichnend ist, daß man in Bonn die derzeitigen massiven Pressionen auf die DDR auch mit einer Art besonderer Mission beider deutscher Staaten zur 'Einschränkung des Schadens' zu begründen sucht, der aus der neuen Runde des Wettrüstens in Europa erwachsen ist. Eine wahrhaft heuchlerische Logik! ... Um die Öffentlichkeit der BRD und im Ausland irgendwie zu beschwichtigen, die ernste Besorgnis über die anwachsenden Spannungen in Europa äußert, behauptet man in Bonn hartnäckig, es sei keine 'Eiszeit' in Europa, darunter auch zwischen der DDR und der BRD, vorauszusehen. Als könnte man die Augen vor den amerikanischen Pershings verschließen, die auf die Länder der sozialistischen Gemeinschaft zielen! Als gebe es die Gegenmaßnahmen nicht, die von den Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages ergriffen wurden!«

Dagegen hat Erich Honecker im Beisein dreier Chefredakteure im Neuen Deutschland (18/19.8.) erklärt: »Natürlich übersehen wir nicht, daß die USA ihre Verbündeten immer mehr in ihren militaristischen Kurs hineinziehen, auch wenn deren Interesse an der Aufrechterhaltung der für sie vorteilhaften Entspannungsergebnisse, an berechenbaren Beziehungen zu den sozialistischen Staaten bestehen bleibt. Der außerordentlich scharfe politische Kampf um die Raketenstationierung erzeugt bei den herrschenden Kreisen vieler westlicher Länder Unruhe und Schwankungen. Große Parteien und einflußreiche Persönlichkeiten distanzieren sich in wichtigen Fragen vom Konfrontationskurs der USA. Auch nach Beginn der amerikanischen Raketenstationierung bleibt die Massenbewegung gegen Kernwaffen und Krieg, die in Westeuropa und den USA entstanden ist, ein Faktor, mit dem die Regierungen rechnen müssen. Selbst unter konservativen Politikern, die sich mit der Stationierung von Pershing II und Cruise Missiles identifizieren, keimt Ernüchterung. Offenbar beginnen etliche von ihnen zu begreifen, daß damit weder militärische Überlegenheit noch politische Vorteile erreicht werden. Nimmt man die tiefgreifenden inneren Krisenerscheinungen in der kapitalistischen Welt hinzu, so ist das Bild bei all seiner Widersprüchlichkeit keineswegs rosig für den Imperialismus.«

Die Prawda erkennt einen unter gesamtdeutschen Interessen bemäntelten Revanchismus in der Bundesrepublik. Erich Honecker hört lediglich einige Ultras immer wieder in die verrostete Trompete blasen. Im Neuen Deutschland steht, daß »beide deutsche Staaten durch die Gestaltung ihrer Beziehungen wohlthuend auf das Klima in Europa einwirken, aber auch die internationalen Spannungen erhöhen« können. Die

Prawda ist der Ansicht, daß in Bonn Pläne reaktiviert werden, um »die wirtschaftlichen Beziehungen zur DDR als ein Mittel zur Einmischung in die souveränen Angelegenheiten der Republik und zur schrittweisen Untergrabung der Grundlagen der dortigen sozialistischen Ordnung auszunutzen«.

Man könnte sich nun selbst fragen, welches der beiden Bilder der Bundesrepublik den eigenen Eindrücken am nächsten kommt. Man kann auch Vermutungen darüber anstellen, ob hier nicht ein- und derselbe Widerspruch von seinen entgegengesetzten Seiten **aufgenommen wird, je nach Interessenlage. Die Bundesrepublik auf einem eigenständigen imperialistischen Kurs, der sie in eine relative Distanz zu den USA bringen kann** — das Verhalten beim letzten Röhrenembargo, das die USA verhängte, dem die Westeuropäer einschließlich der BRD nicht folgten z.B. — kann, eingedenk ihrer Mittelmächtigkeit, friedlicher gestimmt sein; kann aber auch mit ihren mittleren Kräften die der USA potenzieren helfen.

Die Sowjetunion als Großmacht wird von den USA direkt und bewußt herausgefordert und hält offenbar die Bundesrepublik, der laut Helmut Kohl die Beziehungen zu den USA »Kern« ihrer Staatsräson sind, für geneigter, den zweiten Weg zu gehen.

Die DDR ist keine Großmacht, aber der nächste Nachbar der BRD, und versucht, auch durch den Appell an Kohls Verantwortung, den ersten Weg zu befördern. »Es ist erkennbar, daß die vom konservativen Lager getragene Regierung Kohl/Genscher einen noch stärker auf die USA ausgerichteten Kurs steuert, als die Regierung Schmidt/Genscher... Die imperialistischen Kreise der BRD fördern die Stationierung der USA-Raketen, weil sie damit spekulieren, von einer Position militärischer Überlegenheit die sozialistischen Staaten politisch zu erpressen. ... Zugleich aber sieht sich die Regierung zu der

Erklärung gezwungen, sie wolle in der Vertragspolitik gegenüber den sozialistischen Staaten Kontinuität wahren. Sie sieht sich vor die Notwendigkeit gestellt, die abgeschlossenen Verträge im wesentlichen einzuhalten. Offenkundig haben wir es hier sowohl mit der Wirkung der gemeinsamen Friedenspolitik der sozialistischen Länder als auch mit dem Ausdruck handfester politischer und ökonomischer Interessen bedeutender Kreise des Monopolkapitals der BRD zu tun« (ND).

Man kann schließlich spekulieren, ob nicht unterschiedliche historische Erfahrungen in unterschiedlichen Betrachtungsweisen ihren Niederschlag finden. Wenn Kuba 1962 der casus belli für die USA gewesen sein soll, als Chruschtschow dort Raketen stationieren ließ und sie zurückholte, warum 1984 nicht umgekehrt die Stationierung der Pershings in der BRD für die Sowjetunion? Zumal das Deutschland, zu dessen Grenzen sich die Bundesrepublik bekennt, schon versucht hat, was Präsident Reagan der Sowjetunion androht. Das sowjetische Volk hat Erinnerungen daran.

Aber das alles erklärt zu wenig. Man kann es hin- und herwenden. Es reimt sich nicht. Ernüchterte Konservative und Einpeitscher des Wettrüstens in Europa — das sind verschiedene Leute mit verschiedenen Stiefeln an den Füßen.

Was in Zukunft daraus wird, daß DDR und SU, Ungarn und CSSR, Polen und Rumänien die Lage nach der Raketenstationierung unterschiedlich beurteilen, ist abzuwarten. Diese Unterschiede, wie im Westen auch, hat die Stationierung u.a. zum Resultat.

Jede weitere Runde im Wettrüsten führt näher zum Abgrund hin, so etwa sagte Andropow. Da mögen dann Differenzen auftreten, mit denen zu leben gelernt werden wird. Ein Hundsfott, wer Schlechtes dabei denkt.

MICHAEL BEN

Stuttgart, Friedrichstraße

Als Ebert Anfang des Jahrhunderts in die Berliner SPD-Zentrale kam, wollte er als erstes die Korrespondenz und die Kartei sehen. Auf die Antwort, Genosse, diese Papiere haben wir in den Wohnungen versteckt, war er nicht gefaßt. Seinen Vorstellungen entsprechend wurde ein anständiges Büro eingerichtet. Es gibt Leute, die der Ansicht sind, die Begebenheit sei aufschlußreich, der Anfang vom Ende einer revolutionären Partei.

Als Erich Loest jetzt in die Geschäftsstelle des Schriftstellerverbandes in Stuttgart einzog, suchte er vergeblich einen Briefwechsel Engelmann-Kant. »Es war telefoniert worden.«

Was an der Geschichte interessiert, ist das Ereignis. Erich Loest, aus der DDR in die BRD gekommen, 1984 in den Vorstand des VS gewählt, hat nun neue VS-Politik verkündet. Ihre Botschaft: Wir lassen unser Telefon verstauben.

Fast drei Jahre hatten die Vorbereitungen in Anspruch genommen, um rückgängig zu machen, was im Dezember 1981 geschehen war: ein Tisch, an dem bundesdeutsche und DDR-Schriftsteller saßen. Daß der Tisch nicht in einem Ostberliner Wohnzimmer sondern im staatseigenen Raum stand, rief Erregung hervor. Als erste empörten sich die Medien, gaben Verhaltensregeln aus, engagierten Literaturkritiker für Zensurenvergabe: »der aggressive Sachbuchautor und unglückliche Romancier Engelmann« (FAZ); Fachleute für schmutzige Wäsche: »Was sich nach der Biermann-Vertreibung zwischen SED und Schriftstellern abspielt hat« (Jakobs im Spiegel); Stern-Deuter: Hermlin handelt »ohne offiziellen Auftrag« (Zeit).

Die Erschütterung der schon zehn Jahre lang geeinigten Einzelgänger gelingt. Öffentlichkeitsgeübte ehemalige DDR-Autoren erklären als erste Ausritte, die von Individualisten nachvoll-

zogen werden müssen, ehemalige Linke geben schriftlich, sie seien keine nützlichen Idioten Moskaus. Es erscheint Günter Grass, nach dem Regierungswechsel »gerade jetzt« der SPD beigetreten. Die Szene weitet sich. Berlin, Moskau, Warschau stehen auf dem Spiel. Die lang entbehrten Gründer des VS, Böll, Grass, Lenz, bemühen sich zu einer Delegiertenversammlung. Es geht, es geht. Engelmann wird verurteilt, die polnische Regierung wird verurteilt, die DDR wird eingedeutscht. Erleichtert nimmt die Versammlung die Wahl von Erich Loest an. Dann beschließt sie die Fortsetzung der Friedenspolitik. Später schiebt man in den Landesverbänden das Personal noch etwas in die Mitte und macht so weiter. An einem Treffen mit Ostseebachbarn, Ost und West, beteiligt man sich, in bester Absicht. »Freundbilder — Feindbilder. Der Beitrag der Publizisten zum Frieden.« Kein Grund zur Aufregung. Die Prämissen stimmen: »Gelassen warten wir auf östliche Rauchzeichen« (Erich Loest).

Das wars denn wohl. Drei Jahre Turbulenzen für die Mitteilung, daß der VS sich aus der Politik verabschiedet. Die Maus spricht: »Das Raketenthema ist ausgereizt bis zur letzten Karte.« O schöne Ohnmacht, wem das Geistige als Betätigungsfeld sich öffnet: Schulbuchkommissionen, Initiativen gegen Paradededrohn, Kriegsspielzeug, Verletzungen der Spielregeln politischer Kultur. »Dies könnten Signale aus der Stuttgarter Friedrichstraße sein. Wir spähen nach östlichen Antwortzeichen. Friedensgespräche um der Gespräche willen unter Ausschluß ehemaliger DDR-Schriftsteller aber und unter Ausklammerung der Menschenrechtsfrage allerdings wird es nicht geben. Dort liegt meine Grenze, und meine Vorstandskollegen aus Stuttgart sind sich mit mir darin einig.« Das war es dann.

MARIA VONDERBANK

ronald m. schernikau

die wahrheit ist westlich

wer war besser, heiner müller oder marilyn monroe? das beschäftigt mich. was will ich sein, ich will alles sein. ich will die welt für mich. ich habe für die welt getan, was ich konnte. nun soll die welt für mich tun. die ddr-schriftsteller stellen andauernd die richtigen schriften, es ist sehr anstrengend mit ihnen. immer sind sie so kritisch und wahrheitig, daß die regale auch gleich wieder leer sind und die leser entzückt. das hölzerne von hein ist aber herzhaft gemeint! wolf weint schon wieder. braun sucht immer noch nach brauchbarem in der brühe. warum sucht er nicht woanders? weil er so ehrlich ist. weil er so ehrlich ist, kommen seine neuen geschichten immer im argument. argument zahlt fünf dm für eine seite, das ist die ehre. argument meint es auch ehrlich. ein ganzer ddr-sammelband hieß in den zeiten, als das noch modern war: was zählt, ist die wahrheit. worauf braun verlaublich ließ: es genügt nicht die halbe — und so weiter (oder wars die ganze?). jedenfalls: wenns kritisch wird, lesens alle gern. die faz sowieso, aber nein auch der sonntag. ach du liest hacks? der ist doch gar nicht kritisch!

und dann wundern sie sich, wenn jakobs auspackt. also nee wie die seghers zu gotsche sagt du bist doch otto sagt sie otto du bist doch schon wieder parteifeindlich bist du doch die siebzigjährige anna. gelesen? ich auch. der spiegel wird denn auch prompt von den sog. kritischen intellektuellen der ddr gelesen. ich schwörs. denen ist nichts zu blöd, bloß kritisch möchts schon sein. warn das noch zeiten, november sechsundsiebzig!

dermaßen suchen nach themen müssen die nicht das geb ich zu, mit denen sie kritisch schonungslos heiß sein können. dafür glauben sie leichter an ihren erfolg, das macht erfolglos. tabus verletzen? da lachen ja die hühner! gagack. die konditoren winken ab, wenn in einem roman steht, daß der parteisekretär mit der bglvorsitzenden schläft. der sternleser blättert weiter, wenn uwe, 22, bekennt: oft wünschte ich, ein ganz normales leben führen zu können meine veranstaltung läßt dieses leider nicht zu.

das mißverständnis ist einfach: wahrheit ist ein dreck. wahrheit trägt nicht. wahrheit trägt keine literatur. abgesehen davon, daß ich scholochow kein wort glaube; schochelow nützt seine wahrheit gar nichts. der zugriff von wolf ist ich weiß es ja großartig; überleben wird trotzdem morgner. morgner sagt nicht die wahrheit. morgner lügt was das zeug hält. es geht morgner gut? das glaubt sie doch selber nicht. morgner lacht? gibts nich.

wahrheit ist kritisch. kritisch ist, wenn jemand verletzt ist; im westen heißt das: betroffen sein. wahrheit läuft immer auf den scherz mit dem zielpublikum raus. für wen schreiben gnädige frau? ich schreibe für gnädige frauen. und das grauenhafte ist: sie hat recht! sie weiß es bloß nicht. denn wenn gnädige frau wirklich für gnädige frauen zu schreiben annähme, würde sie es als allerletztes zugeben. in wirklichkeit glaubt sie nämlich, die gan-

ze welt sei so wie gnädige frauen sind. womit sie schon wieder recht hat. nur sind gnädige frau leider dermaßen blöd und piffig, daß nicht nur die welt schon ganz blöd und piffig davon ist, sondern auch dero literatur.

kein wunder also, daß sie beim spiegel landen. ich gebe zu wissen zu wollen, was in der ehrlichen bluessängerin vorgeht, die die ddr verläßt. ich vergesse darüber nicht, daß ihr schönstes lied keins von diesen ehrlichen schmachtfetzen war. und das vierzehn-seiten-stalin-poem von hermlin ist keinen deut schlechter als der rest. es ist peinlich, geschenkt: für uns, heute, mit unserm wissen. aber ich seh nicht ein, daß ich an etwas glauben soll, bloß weil hanser es druckt. ich glaube nicht an literatur, die wahr ist. literatur soll literatur sein. ist sie es, ist sie wahr. ihre nörgerei soll sie sich sonstwohin tun, in die pfeife (ce n'est pas une pipe).

ich glaube nicht, daß man recht haben muß. beispiel der klägliche versuch, die welt über worte zu ändern. man schreibt nicht mehr man schreibt, man schreibt jetzt mensch schreibt oder frau oder wer. lächerlich, wer die welt so ernst nimmt, daß er beleidigt ist, wenn er nicht vorkommt, überschätzt sie. wer die welt kritisiert, anstatt sie sonstwo (sonstwo) zu nehmen und etwas mit ihr zu tun, tut mir leid: überhaupt bringe ich einen teil meiner zeit damit zu, mein selbstmitleid loszuwerden.

nochmal: ich glaube nicht, daß man recht haben muß. heiner müller hat mehr recht als marilyn monroe. er nörgelt mehr. sicher, er weiß auch mehr (worum ich ihn beneide). aber heißt das, die leute haben unrecht damit, monroe zu verehren? was zeigt monroe mit ihrem gesicht. was müller mit seinem. ist es wirklich so, daß wir nach müller mehr wissen? könnte es sein, daß uns monroe etwas beibringt? könnte es sein, daß es nicht auf das ankommt, was man wollte, sondern darauf, was man konnte? das vergnügen an müller ist nicht nur schwerer zu kriegen, es hält auch länger. das vergnügen, das monroe bietet, ist nicht weniger mißverständlich. in bildbänden über ihr leben hat monroe müller überholt, in magisterarbeiten schon jetzt müller monroe, obwohl er fünf jahre jünger ist. ich weiß, ich sollte es nicht tun. aber wenn ich wählen müßte, würde ich gerne marilyn monroe sein.

*Ganz weiße Katzen mit blauen Augen sind immer, oder beinahe immer,
taub.*
Friedrich Engels

Dieter Süverkrüp

Gebet eines Dissidenten

Hergottnochmal, erinnerst Du Dich, wie ich als Kind fast jeden Abend planmäßig zu Dir gebetet habe? Meistens hielt ich dabei die Augen fest geschlossen; nur manchmal suchte ich ganz schnell und zwischendurch ein Loch zu finden in der schwarzvernagelten Nacht, ob ich von Deiner Unsichtbarkeit, die allerseits gerühmt wurde, nicht doch ein winzig kleines Stückchen erblicken könne. — Oder an den endlos hellen Sommerabenden, wenn die Wolken wie aufgeweichte Zwiebäcke im Buttermilchhimmel herumschwammen, mußte ich immer wieder mal heimlich kurz nach draußen zwinkern; vielleicht würde das ganze illuminierte Gewabere am Firmament ja doch plötzlich Deine heiligen Züge annehmen, für wenige göttliche Millionstelsekunden nur. Das hätte mir schon gereicht, um zu wissen, daß Du es wirklich bist.

Irgendwann schlief ich darüber dann immer ein. Und vielleicht wurde ich einige Stunden später wieder geweckt: Fliegeralarm, Luftschuttkeller... Du weißt schon. Mörtelgeruch, Holzbetten mit Strohsäcken, draußen Knallen und Knattern und Bummern wie Feuerwerk, aber böseartig, drinnen Herr Fietz O.H.G., Luftschutzwart und Blockwart und in SA-Uniform; er wirkte beruhigend; bei soviel anwesender Autorität konnte einem der Krieg nicht ohne weiteres etwas anhaben. Ich hatte sehr präzise hieratische Vorstellungen: Über dem Blockwart kam der Gauleiter, dann der Feldmarschall Rommel, dann Hermann Göring, dann Adolf Hitler — und über dem gab es nur noch Dich.

Vielleicht weißt Du es noch, wie ich heimlich unter der kratzigen Wolldecke betete (die andern Kinder sollten es nicht sehen), daß Du den Fliegeralarm bitte lange genug dauern läßt, damit am nächsten Tag die Schule ausfällt, und daß Du die Schule, den grimmigen graubraunen Kasten, bitte nicht übertrieben beschützen mögest — dafür aber umso mehr unser Haus ... und meine elektrische Eisenbahn... und daß mein Papi gesund aus dem Krieg zurückkomme. Das meiste hast Du erhört.

Die Schule allerdings blieb ganz. Eine andere wichtige Bitte hast Du ebenfalls nicht erfüllt: daß unser Führer Adolf Hitler den Krieg gewinnen solle. Die tiefe Weisheit Deiner Entscheidung erkannte ich erst sehr viel später, wobei ich bis heute nicht verstehe, wieso Du es so offensichtlich mit der Roten Armee halten konntest. (Aber Deine Wege sind ja unerforschlich und wohl auch vielfältig interpretierbar; darauf kommen wir noch!)

Um mancherlei übriges hätte ich nicht zu bitten gewagt, zum Beispiel um die Armbanduhr, die ich zur Konfirmation bekam; sie war für mich eine wichtige religiöse Erfahrung, denn damals, im Jahre 1947, galt schon eine Tüte Kartoffeln als Wunder, wenn man sie bekam. Für die Uhr hat mein Vater ein riesengroßes Bild malen müssen: Schwarzwald mit Mühle, Gebirge und Gegenlicht; kein Ästchen fehlte, kein Reh, kein Vögelchen; der Wasserfall konnte richtig plätschern und zwitschern — fast so naturali-

stisch, wie Du selbst das gemacht hättest. Der ganze Aufwand galt der kulturellen Ausschmückung eines englischen Offizierskasinos. —

Später bist Du mir des öfteren auf gotischen Altarbildern begegnet. Du schwebtest vorzugsweise am oberen Rand, Mitte, angetan mit einem Bart aus frischgewaschenen Wolken oder in Begleitung eines dreieckigen Auges. Meistens blicktest Du geradeaus, ziemlich stur und unbewegt, als sähest Du nicht, was sich unter Dir auf der Erde abspielte: Folterungen, Massenmorde, besonders an Kindern, Riesenbrände, Pestilenzen, Hunger, Bettelarmut. Alles bürokratisch genau gemalt, jede einzelne Wunde ließ sich beleben, jede Flamme, jeder Blutstropfen. — Und droben, gelangweilt, Du! Herrgottnee, so kaufte ich Dich nicht ab. Die Schuld an Dir gab ich den Malern, die Dich zwar auch noch nicht gesehen hatten; aber um eine halbwegs imposante Vorstellung von Dir hätten sie sich ja doch bemühen können! Schließlich hattest Du die komplette Schöpfung auf die Beine gestellt, das Weltall, die ganze vertrackte Ökologie, die Astro- und Kernphysik und wie das alles heißt, wo eines ins andere greift ... das konnte doch nicht purer Zufall sein, da mußte doch ein persönlicher über-menschlicher Wille zugeschlagen haben... und dann im Bildnis so ein unbedarfter Herrgott!!! Dagegen sah ja selbst Darwin besser aus: Hohe Stirn, eindrucksvoller Durchblick, ganz natürlicher Bart, wie man aus Fotos entnehmen kann.

Von Dir oder über Dich gibt es ja nur Gemaltes. Am besten fand ich, hatte Dich Michelangelo getroffen; so gefälltst Du mir heute noch: Als ein Mann mit enormer Erfahrung, ernst, aber voll von phantastischen Ideen, nicht mehr ganz jung, trotzdem verdammt sportlich — und mit einem freundlichen Menschengesicht, dem man die Anstrengung geleisteter Arbeit durchaus ansieht. —

Als ich zum ersten Mal flog bzw. geflogen wurde, in so einer mühsam brüllenden Propellermaschine, die nur gerade über die Cumulusse krabbeln konnte, da dachte ich bei mir (selbstverständlich so unauffällig, daß die mutigen Stewardessen es nicht bemerkten), wie erleichternd es wäre zu wissen: heimlich und unsichtbar schwebst Du über uns, in dieser bärenstarken Michelangelo-Version, und falls plötzlich alle vier Motoren versagen sollten, würdest Du doch noch für eine glatte Landung sorgen. Damals hielt ich mich schon für einen gestandenen Materialisten; und die Anwandlung von bänglichem Idealismus ging auch sofort vorbei, sobald der Flug ruhiger wurde. Aber Du weißt ja, wie gefährdet und labil menschliches Selbstbewußtsein ist: Nur mühsam und widerspruchsvoll geht die Emanzipation unseres Geistes vonstatten, besonders bei schlechtem Wetter.

Wem sage ich das? Ein weiser und guter Vater betrachtet die Aufmüpfigkeit seiner Kinder bekanntlich nie ohne ein gewisses Wohlwollen. Deshalb nur wage ich, bei Dir wieder anzuklingeln in der Hoffnung, Dich gleichwohl nicht zu belästigen. Schließlich ist inzwischen einige Zeit vergangen; ich bin behördlich als Atheist und kirchenamtlich als Dissident anerkannt bzw. gebrandmarkt; ich habe Dich noch in guter Erinnerung, kann mir aber die Frage nicht versagen: Wieso hast Du Dich im Laufe unserer menschlichen Geschichte von so vielen für so viele entgegengesetzte Ziele, Zwecke, Ideologien verwenden und einspannen lassen, ohne je auch nur andeutungsweise unmutig zu werden, zu protestieren, geschweige denn ein Zeichen zu setzen? Denk mal nur an die revolutionären Bauern und Bürger,

die in Deinem Namen gegen Papst, Pfaffen und Fürsten zogen und dafür dann von denen, ebenfalls in Deinem Namen, gevierteilt wurden, gerädert, geblendet, gekreuzigt. Du kennst unsere Geschichte ja zur Genüge! Könnte die Geschichte Deiner Genesis so eng mit unserer Geschichte zusammenhängen, daß auch Du äußerst wechselvoll wärest und von der jeweiligen Entwicklung der Produktivkräfte abhängig??? In der Frage schlummert die Antwort, bereit jederzeit aufzuwachen: Dann wärest Du eine Art Urstoff, fast wie der Lehm, aus dem Du unsereinen geknetet haben sollst. Und entsprechend wurdest Du dann immer umgeknetet. Dabei wurden Reststücke aus früheren Formen mitverarbeitet, wenn sie noch vorhanden und brauchbar waren. Auch aus den Vorräten anderer Leute und Länder ward kräftig genommen, aus Ägypten, Babylonien, Syrien; Erlösergötter, ein Happen Stoizismus. Immer und allenthalben haben die Menschen an Dir herumgeschafft, und während Du für die Herstellung des Menschenschlechtes einen Tag gebraucht hast, haben die Menschen ihrerseits für Dich viel länger gebraucht, sind im Grunde noch heute nicht fertig mit Dir. Du wirst also vorerst weiterexistieren. Solange die Menschen an Dir arbeiten, steht Deine Existenz außer Frage. — Meine tiefen und reinen atheistischen Gefühle werden dadurch in keiner Weise verletzt. Du wirst das leicht begreifen, denn wenn ich's recht bedenke, müßtest ja gerade Du ein ganz gewiefter Materialist sein, ein dialektischer obendrein: Wie Du die Physiker z. B. an der Nase herumführst; bis heute haben sie jenes kleinste unteilbare Teilchen nicht gefunden, wonach sie seit langem so schmerzlich suchen, so daß sie nun darauf verfallen, irgendeinen tiefen Widerspruch zwischen Symmetrie und Asymmetrie für die ganze Schöpfung verantwortlich zu machen, wenn ich das richtig verstanden habe: Nicht nur die Einheit von Materie und Bewegung, auch die von Abstraktem und Konkretem, von Gesetz und Ausführung ... im Gebet müßte eine solche Formulierung als Randbemerkung gestattet sein.

Ich will mich ja nun auch beeilen, auf die Hauptsache zu kommen, die Erlösung. — Der zentrale Gedanke im Christentum: Alle Menschen sind Sünder. (Wer könnte dem widersprechen?) Kein Wunder also, daß es auf der Erde wimmelt von Verderbtheit und all dem furchtbaren moralischen und materiellen Elend. Wir alle sind alles selber schuld. Der Opfertod Deines Sohnes hat Dich mit uns Sündern versöhnt, heißt es, aber die Erlösung von allem selbstverschuldeten Elend, der wirkliche Trost, findet im Jenseits statt. — Den Sklaven im antiken Rom hat es was gebracht, zumal einige von ihnen vielleicht hofften, es würde schon ein bißchen Erlösung im Diesseits dabei herauspringen. Immerhin waren durch die damals neue Religion vor Deinem Angesicht schon mal alle gleich: Sklaven und Sklavenhalter. Eine verzackte Theologie, aber in irgendeinem ihrer vielen Winkel hockte ein Quentchen kommunistischer Hoffnung. Nur war sie eben ausquartiert, verlagert in den Tod nach dem Leben. — Dieses Kernstück ist bis heute geblieben. Vielleicht wurmt das auch Dich. Aber Du wirst gleichzeitig bemerkt haben: Es hat sich in Deiner Kirche (wenn Du diese Formulierung so überhaupt akzeptierst) ein fast entgegengesetzter Gedanke eingenistet und begonnen, leismüpfig vor sich hin zu wuchern; die Leute sagen sich: »Wenn wir schon für alles hier auf Erden verantwortlich sind, warum versuchen wir nicht, es besser zu machen? Dem Herrgott kann das nur recht sein.« Die

revolutionären Priester in Lateinamerika kennst Du ja selber, auch die Christen in der Friedensbewegung; daß sie relative Minderheiten sind, dürfte Dir ebenfalls nicht verborgen sein.

Mein Gott, ich will nun nicht anfangen, meinerseits an Dir herumzumanipulieren. Aber ich kann nicht verschweigen: Du liegst mir sehr am Herzen. Was haben die Menschen nicht schon alles in Dich investiert; wieviel Hoffnung, Schönheit ist in Dir angesammelt; welcher Reichtum an kostbaren, leuchtenden Gedanken — und wieviel Neugier; wieviel bitterliche Unwissenheit, aber auch wieviel schöpferische Unzufriedenheit damit! Und welche gewaltigen Mengen an menschlicher Liebe sind in Dir angehäuft, wieviel praktische Vernunft, wieviele herrliche Entwürfe! Was könnte daraus noch alles werden!

Verzeih meine Aufgeregtheit! Aber Du weißt, in wie prekärer Lage unser Planet zur Zeit sich befindet. Deine Kinder haben es leichter in der Hand, sich selbst von dieser Terra zu pusten, als zu verhindern, daß sie es tun. In verzeifelten Situationen fällt man schon mal in kindliche Verhaltensmuster zurück; träumerisch male ich mir aus, daß Du aus Deinem Incognito heraustreten könntest und sprächest ein sanftes, aber unwiderstehlich wirkungsvolles Machtwort — ohne deswegen gleich leibhaftig in Erscheinung treten zu müssen. Nein, ganz ohne optischen oder akustischen Aufwand, mehr in der Gestalt einer einfachen, längst fälligen Einsicht: Plötzlich, rechtzeitig genug würde den Deinen (am besten allen) klar: Wenn wir die Katastrophe, Deinen und unseren gemeinsamen Exitus, noch verhindern wollen, genügt es nicht, fortan unendlich gut zueinander zu sein und die Ursachen drohenden Übels in unser aller privater sündlicher Streithaftigkeit zu erblicken. Kraft Deines Wortes würde der Begriff der Sünde präzisiert, so daß sie sich, in ihrer allergrößten Form, zurückführen ließe auf Kapitalverwertungsschwierigkeiten. Sünde als materialistische Kategorie, nicht als idealistische. Für Dich sonnenklar, aber für uns Menschenkinder keineswegs! Gerade die schlimmsten Sünden werden womöglich in bester Absicht begangen. An höchsten verantwortlichen Stellen, in imperialen Befehlszentralen sitzen nicht wenige Leute mit untadeligen Biografien, mit höchster privater Friedfertigkeit. Nur haben sie Dich, ohne daß Du Dich gewehrt hättest, untrennbar an ein bestimmtes Wirtschaftssystem gekoppelt, von dem längst bewiesen ist, daß es unsere gewaltigen Menschheitsprobleme nicht mehr lösen kann, sie zum größten Teil verursacht und die mögliche Erlösung blockiert. Die Sünde, lieber Gott, folgt gestrengen Marktgesetzen. Und die ärgste der Todsünden, die Atomtodsünde, hängt in unbarmherziger Zwangsläufigkeit mit dem Privatbesitz an Produktionsmitteln zusammen. Den gelte es aufrechtzuerhalten, meinen unsere Mächtigen. Und ihre Beweggründe sind eindeutig materialistischen Charakters.

Nur muß man heutzutage den materialistischen Standpunkt leider so weit fassen, daß auch Du darin bequemen Platz findest, als Menschengott, von Menschen geschaffen, auf daß sie nach Deinem Bilde aus Menschen Menschen schüfen und so weiter. Denn sonst explodiert der ganze schöne Materialismus, und zwar bald. Und das bloß, weil er (aus begreiflichen Gründen) eng und klein gehalten werden soll, wobei ein bewährter Kunstgriff zur Rechtfertigung verwendet wird, der Idealismus. Dessen Auffassung der ganzen bedeutsamen Existenzfrage aber kondensiert in dem Be-

fürchtungssatz: Wenn die Menschheit weiterbesteht, ist das nur vorteilhaft für Moskau.

Gott im Himmel, nach herkömmlicher irdischer Vorstellung bist Du ja noch immer für idealistische Angelegenheiten zuständig. Könntest Du da nicht doch irgendwas machen? Überleg mal!

Derweilen verbleibe ich, in der Hoffnung, daß mein versuchtes Gebet Dich erreicht haben möge, mit einem ganz aufrichtig gemeinten Amen

Dein D. S.

Mögn tat i scho wolln, aber dürfn hob i mi net traut.

Karl Valentin

Peter Maiwald

Notizbuch 1

Der Kommunismus ist die gesellschaftliche Ausgelassenheit der Menschen.

Die Qualität von Verrätern erkennt man an den Händen, die auf sie zeigen.

Dialektik: Immer wieder erleben wir was, was uns nicht passieren kann.

Aufgabe des Kritikers ist die Beseitigung der Mißstände. Der Kritiker gibt sich auf, wenn er die Mißstände der Beseitigung nicht kritisiert.

Die Führung, die behauptet, sie irre sich nie, begeht eine Irreführung.

Das steht außer Frage!: Das hätten ihr wohl gern.

Merkwürdige Entwicklung des Wörtchens »wahrheitsgetreu«: sagt man die Wahrheit, ist man nicht mehr getreu, ist man getreu, sagt man nicht mehr die Wahrheit.

Geist und Macht: Im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte, das muß man betonen, aber 51 Prozent meines Konzerns, das genügt.

Ein glühender Christ, ein glühender Kommunist, ein glühender Demokrat: Wieviele Menschen werden da eigentlich verbrannt?

Alptraum: Dem verbissenen Kämpfer beginnt das Fleisch des Feindes zu munden.

Seit wir uns einig sind, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist, streiten wir uns nur noch: welcher?

Wer von Sieg zu Sieg eilt, leidet an einer Entfremdung vom Irrtum.

Alles ist im Fluß, und wann erreichen wir das Meer, Genossen?

Nicht die Dogmatiker hängen an ihren Dogmen, die anderen, die anderen!

Auch der Marxismus kann auf den Hund kommen. Er bellt dann nur noch.

Die Freiheit kam eines Tages an die Stelle, an welcher der Sozialismus vermutet wurde, und verlor sich in der Weite des Raumes.

Eine contradictio in adjecto: ein unverbesserlicher Marxist.

Enttäuschte Gewißheit

Nachwort zur Krise des Marxismus

Von der gegenwärtig ausklingenden Wirtschaftskrise, die hierzulande unter anderem einen weiteren kraftvollen Schub strukturell Arbeitsloser hinterläßt, räumen selbst geschworene Apologeten des Kapitals ein, daß es sich um die schwerste seit 1929 folgende handelt. Wieder einmal ist die Marxsche Analyse der Krisenbewegung der kapitalistischen Produktionsweise in ihren allgemeinen Grundlagen empirisch glänzend bestätigt. Zugleich aber koinzidieren die Symptome der Zeitstimmung darin, daß, salopp gesagt, mit Marxismus kein intellektueller Mehrwert mehr zu erzielen ist. Was verursacht die Schere zwischen der täglich sich beweisenden analytischen Kraft der Marxschen Theorie und ihrem Attraktivitätsschwund auch bei denen, die im vergangenen Jahrzehnt, als die Realität mindestens nicht stärker dafür sprach, mit Hilfe ihrer korrekten Rezeption die Welt relativ kurzfristig glauben verändern zu können? Ist dafür allein der Verlust dieser Illusion aus den Pleiten ihrer Praxis verantwortlich? Oder hat sich herausgestellt, daß es der Marxschen Theorie doch an jener Evidenz mangelt, die noch kürzlich so plausibel schien?

Die Behandlung des gestellten Themas muß von solchen Fragen ausgehen, denn sie kennzeichnen die Lage. Wo nach Problemen gefragt wird, sind Schwierigkeiten gemeint: Die Themenstellung ist selbst Moment jener Symptomatik, ist ein Echo des Attraktivitätsschwunds, meldet Verunsicherung an. Es soll ja nicht von Problemen der *Vermittlung* marxistischer Einsichten an Nicht-Marxisten die Rede sein, deren Lösung sich herkömmlich als Überwindung ideologischer Befangenheiten der Adressaten abzeichnete. Gemeint sind Aneignungsprobleme, die mittlerweile auch Intellektuelle haben, die sich der Marxschen Theorie bereits versichert zu haben dachten (*diese* Probleme dürften freilich mit jenen der Vermittlung in innerer Verbindung stehen: im Maße des Schwindens von deren Bewältigungschancen). Wenn eine Differenz zwischen Problemen der *Entstehung* der Marxschen Theorie und solchen ihres *Erscheinens* im Lichte zeitgenössischer Erfahrung zu bedenken ist, dann ist der implizierte und eigentliche Besprechungspunkt ein *Evidenzverlust*: Als dringlich wird empfunden, auf all die Modernisierungs-, Aktualisierungs- und Rekonstruktionspostulate, auf die »Ökonomismus«- und »Klassenreduktionismus«-Vorwürfe, kurz: auf die Rede von der »Krise des Marxismus« marxistisch zu reagieren, die besonders im Marx-Jahr 1983 publizistisch kulminierte und gewiß Modalitäten einer Absetzbewegung von der Marxschen Theorie überhaupt in sich trägt.

Der Marxist kann die Verunsicherung, der er in diesem Prozeß kaum entgehen kann, durch *Abwehr* zu bewältigen suchen. Dafür stehen zwei traditionelle Wege offen. Zum einen empfiehlt sich die Überprüfung der Bestän-

de. Man hakt die Posten der Gewißheit ab und hält zugleich fest, wo die Dissidenten sei es Grundlagen dialektisch-materialistischen Denkens preisgegeben oder nie begriffen haben, sei es Irrtümern bei der Marxrezeption zum Opfer gefallen sind, die sich vielleicht korrigieren lassen. Zum anderen kann man die Szene ideologie-kritisch betrachten. Man kennt ja die Bewußtseinschancen bürgerlicher Intelligenz und die Muster ihrer Ideologie hinlänglich, um im historischen Vergleich die verwandelten Gestalten alter Bekannter ausmachen zu können, über die das materialistische Urteil längst vorliegt; vom obligaten Aufkommen an Konjunkturritterei und vulgärem Opportunismus zu schweigen.

Sich seiner Einsichten zu vergewissern, ist immer nützlich. Auf dem ersten Wege ist z. B. das Ökonomismus/Klassenreduktionismus-Verdikt leicht abgetan, nimmt man nur so, wie es sich artikuliert. Es wird ja weder von Marx/Engels noch in jener »orthodoxen« Tradition des Marxismus, die den eigentlichen Adressaten der Invektiven abgibt, auch nur entfernt behauptet, jegliches Gesellschaftsbewußtsein artikuliere in mehr oder minder verschleiierter Form Klasseninteressen als ökonomische; sonst wäre in der Tat ganz unerklärlich, warum sich gerade die Angehörigen der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen so oft gegen ihre eigenen Interessen verhalten. Soll mit dem Vorwurf aber die Einsicht revoziert werden, mit der Marx/Engels in der »Deutschen Ideologie« idealistischen Auffassungen von geschichtlicher Macht und Eigentätigkeit des Bewußtseins begegneten, daß nämlich »das Sein das Bewußtsein« bestimme, so läge bloß ebensolcher Idealismus wieder vor, an den der Hinweis versenkt wäre, daß der Begriff des materiellen Seins nicht in Ökonomie aufgeht und daß die dialektisch-materialistische Frage gerade dahin zielt, *wie* je konkret historisch und sozial-spezifisch Bewußtsein vom Sein bestimmt ist.

Auf dem anderen Wege trifft man z. B. auf Stirner- und Nietzsche-Renaissancen, auf neue Innerlichkeiten und alte Romantiken eines autonomen Selbst, die sich, wie im vergangenen Jahrhundert-Ende in Wissenschafts- und Theoriefeindschaft ergehen, modisch gewandelt etwa in die vornehmen Anti-Rationalismen des französischen Post-Strukturalismus, dem die Macht der Gewehrläufe in die Sprache geraten ist und diese nun zu verschlagen droht; von primitiveren Renovationen konservativer Ideologie aus dem deutschen Hause ganz abgesehen. Die Phänomenologie dieser ideologischen Lebenswelt ist vielfältig, es wimmelt von Diskursen und Paradigmenwechseln: Die marxistische Ideologiekritik findet ein reiches Feld.

Das Beschreiten dieser Wege ist wie gesagt hilfreich und stabilisiert in unsicher gewordenem Gelände. Es läuft aber die Gefahr einer bloßen Abwehrhaltung, die sich in ihrer Sicherungsbemühung auf beiden parallelen Wegen in die Enklave einer esoterischen Selbstgewißheit begibt, wenn sie dabei das *Realistische* in der gegenwärtigen Zeitstimmung über alle fin-de-siècle-Analogie nicht wahrnimmt; sie wäre dann am Ende nicht besser als das, wogegen sie sich abzuschotten sucht, und jedenfalls nicht marxistisch. Klaus Holzkamp ahnt diese Gefahr. Aufgefordert, einen Beitrag für einen pluralistisch-marxistisch gedachten Sammelband zum Marx-Jahr unter dem Titel »Aktualisierung Marx« zu verfassen, verwahrt er sich, weil er Marx für hinreichend aktuell hält, zunächst gegen das Ansinnen und fährt dann fort: es »bleibt dennoch für mich das Problem, warum er wem und

unter welchen Bedingungen als krisenhaft/aktualisierungsbedürftig *erscheint*. Mehr noch: Da viele von denen, die den Marxismus so sehen, als Intellektuelle, die sich innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft am Marxismus orientieren wollen, in einer ähnlichen gesellschaftlichen Lage sind wie ich, müßte ich die Widersprüchlichkeiten und Schwierigkeiten, die sie zu einer solchen Sichtweise geführt haben, letztlich auch in meiner Situation und meinem Bewußtsein vorfinden.« Das ist eine korrekte Überlegung. Holzkamp zieht aus ihr aber die Konsequenz eines Programms, das zu verdrängen gestattet, was er spürt: »So erwüchse mir also ... die Aufgabe, solche Widersprüchlichkeiten/Schwierigkeiten einerseits als auch *meine* zu identifizieren und andererseits aufzuweisen, warum man sie nicht dem Marxismus als *dessen* 'Krise' anlasten darf« (AS 100, S. 54). Und damit ist das Problem, noch bevor es als *objektives* erwogen werden kann, der Selbstbefragung des im bürgerlichen Kultur- und Wissenschaftsbetrieb bewußtseinsgefährdeten Individuums überantwortet und geklärt, daß das, was mit Krise bezeichnet sein mag, allenfalls dessen eigene sein darf.

Das Problem als ein objektives ins Auge zu fassen, das sich in den rezenten Stimmungs- und Bewußtseinlagen der intellektuellen Szene — und ja wirklich nicht bloß in dieser — wie auch immer verzerrt und gebrochen spiegelt, das nötigt allerdings dazu, sich des möglichen Sinnes des Ausdrucks »Krise des Marxismus« ernstlich zu vergewissern. Was mögen sie meinen, die davon reden? Wollen sie etwas sagen über die Gesellschaften des »real existierenden Sozialismus« und ihre Perspektiven? Etwas über die Arbeiterbewegung in ihrer Empirie und die Situation der kommunistischen Parteien der westlichen Welt? Über das Proletariat als revolutionäres Subjekt in der Theorie? Etwas über die Erklärungsrelevanz der Marxschen Kapitalanalyse? Über Einsichten des dialektischen und historischen Materialismus? — Um längere Vermutungen abzukürzen, sei einmal unterstellt, daß sie jede dieser Nachfragen verneinen oder mindestens bei der Antwort zögern, sie aber insgesamt bejahen würden. Und sie hätten damit immerhin die komplexe Bedeutung des Begriffs Marxismus verstanden.

Bloß auf Theorie bezogen wäre der Ausdruck »Krise« semantischer Unfug; man könnte ihm derlei kaum, um Holzkamps Ausdruck aufzunehmen, »anlasten«. Theorie kann Mängel aufweisen, Erklärungsinsuffizienzen, kann modifizierungs- und ergänzungsbedürftig sein, falsch sein oder richtig — anheimgestellt sei, ob sie auch »wahr« sein kann —, aber kriseln? Krisenfähig dürfte doch nur ein objektiver Sachverhalt sein können, ein gesellschaftlich-politischer Zusammenhang und seine historische Entwicklung, wobei die Perspektiven seiner Ausgangslage den Maßstab ergäben, und erst, wenn Theorie als Implikat eines solchen Kontextes zu begreifen ist, kann sie mit diesem in die Krise geraten. Dem eigenen Anspruch wie der diesen bestätigenden geschichtlichen Wirksamkeit nach ist aber *keine* Theorie der Gesellschaft derart Implikat eines sozialen Prozesses — als dessen Entwicklungsbegründung und Zielorientierung zugleich — wie die von Marx, keine kann deshalb auch derart betroffen sein von den realen Bewegungsverläufen des Prozesses, dessen Verständnis sie artikuliert. Darin liegt ja gerade das Einzigartige des theoretischen Typus' Marxismus, das ihn aus allem herkömmlichen Gesellschaftsdenken heraushebt: Er hat als Typus an ihm selbst sein einziges Beispiel. Wer daher von einer »Krise des

Marxismus« spricht, meint nicht bloß theoretische Einsichten, die ihm abhanden gekommen wären, sondern mehr und anderes. Er meint eine *Erosion der geschichtsperspektivischen Evidenz* des theoretisch-praktischen Komplexes, der unter dem Namen Marxismus sozial und politisch mächtig wurde.

Mühe los ließe sich eine Fülle von Anhaltspunkten summieren, die dazu berechtigen dürfen, diese Evidenz-Erosion wiederum dem unsicheren Kantonismus stets der Bürgerlichkeit verdächtiger und tendenziell immer schon überführter intellektueller Subjekte »anzulasten«, in deren Denk- und Gefühlsleben sie beobachtbar ist. Auf dem erwähnten zweiten Wege wäre man dann schnell mit der Angelegenheit fertig. Aber so sehr auch allerlei trübe Motive in die subjektiven Bewandnisse dieser Erosion hineinspielen mögen — die Fixierung auf deren Binnenstruktur kann doch von der Frage nach den *objektiven Momenten* der Erosions-Auslösung nur ablenken, die allzu massiv und aufdringlich sind, als daß ihre Verdrängung eine andere als sektiererische Berechtigung für sich noch in Anspruch nehmen könnte.

Diese Momente seien unterm Aspekt ihres notwendigen *Erscheinens* kurz benannt, im Sinne der Frage nach ihrem *Wesen* können sie hier nicht erörtert werden. In ihrer Erscheinung sind sie aber überwältigend genug, um sie als Hintergrund eines heutigen Aneignungsproblems der Marxschen Theorie zu erkennen. Sie sind hinreichend bekannt und können in vier einander ergänzenden, sich zum Syndrom des Gegenwartshorizonts kumulierenden Punkten zusammengefaßt werden.

Unabweisbar ist *erstens* geworden, daß der Industrialismus der Moderne Gefährdungen der natürlichen Reproduktionsbasis gezeitigt hat, die das Überleben der Gattung infrage stellen. Das war zwar schon vor Marx ins Auge gefaßt, geschuldet aber sollte es einzig dem profitorientierten Heißhunger des privaten Produktionsmitteleigentums auf Mehrwert sein, das den Raubbau der Ressourcen nicht bedenken könne. *Zweitens* — oder auch *erstens*, um die Reihenfolge mag man sich streiten — bedroht die Eskalation waffentechnischer Vernichtungskapazitäten unmittelbar die Gattung. Was ökologisch noch als »Exterminismus«-Prozeß gesehen werden kann, der aufzuhalten ist, wird durch die Drohung einer Katastrophe ergänzt, die jederzeit und plötzlich eintreten kann und unwiderruflich wäre. In beiden Punkten aber — das ist entscheidend für die Frage der Marxismus-Krise — kann sich der »real existierende Sozialismus« nicht mehr als Kraft vermitteln, die über diesen vitiösen Bedingungskontext hinauswiese. Jeden Tag bestätigt sich — und denn doch nicht nur durch imperialistisch-massenmediale Manipulation nahegelegt —, daß er in Zwänge verstrickt ist, die ihn spiegelbildlich an die Gegenseite binden und eine autarke Gestaltung seiner revolutionären Ansprüche derart behindern, daß sie aussichtslos scheint. Den marxistischen Theoretiker kann das eigentlich nicht wundern; in anderen Erwartungen können sich nur Idealisten getäuscht sehen. Vor diesem Sachverhalt ist aber auch der Antikommunismus als ideologische Abwehr der Bedrohung von Ausbeutungs-Eigentum antiquiert: Denn ob man Imperative eines menschenwidrigen Gesellschaftskonzepts konstatieren will oder Zwänge der Systemkonkurrenz bzw. Folgen des aggressiven Imperialismus wirken sieht — der reale Sozialismus scheint jedenfalls, seien sie extern oder intern bedingt, Nötigungen unterworfen, die ihm nicht gestatten,

die Befreiungsperspektive zu realisieren, die er als Hammer, Sichel und Zirkel in der Fahne führt. Das »Absterben des Staates« erscheint als unabsehbare Vertröstung. Der Staat überlebt als Abwehr organisierendes und Kräfte disziplinierendes Panzerwerk bis er, mitsamt den Gesellschaften, die ihn überwinden wollten, nuklear zugrunde geht oder im Industriemüll erstickt.

Dieser erdrückenden Wahrnehmung gegenüber erscheint ein *drittes* Moment schon fast marginal: die verschwindende Perspektive der Interessen der Arbeiterklasse in den kapitalistischen Industriegesellschaften über deren Artikulation und Verfolgung im Sinne engster systemgebundener Optionen hinaus. Wie immer sie, wäre sie nicht von jenen globalen Zwängen bestimmt, sich intern entwickelt haben würde — darüber läßt sich nur spekulieren —: jedenfalls, erscheinen diese Zwänge als der immanenten Sprengkraft der Arbeiterbewegung aussichtslos überlegen. Die organisierte Arbeiterklasse »bewegt« sich schon lange nicht mehr im Sinne der Vorstellungen, die Intellektuelle von ihr hatten, wenn sie es denn je tat; aber es konnte doch lange Zeit plausibel erwartet werden, auch ihre Verfolgung von im engsten Sinne »ökonomischen« Interessen müßte am Ende qualitative Sprünge zeitigen. In den Konfrontationen des Weltbürgerkriegs, die nur um den Preis der Menschheitskatastrophe austragbar sind, vergeht selbst diese Denkbare. Leute wie André Gorz, die soeben vom Proletariat »Abschied« nahmen, scheinen das Kunststück vollbracht zu haben, einen Dampfer nach seinem Untergang zu verlassen. — Das *vierte* Moment ist das Verlöschen der Widerstands- und Selbstbehauptungskräfte der »Dritten Welt«. Sie sind in dieselbe Konfrontationsdialektik eingebunden. Wer noch kürzlich auf ihre Sprengkraft vertrauen mochte, sieht sie jetzt nurmehr als Bauern im strategischen Spiel der Supermächte, soweit sie sich nicht in atavistischen Feindschaften intern aufreiben dürfen.

Derart erscheint, im Prinzip, die Lage, wie immer die Akzente im Einzelnen gesetzt werden mögen. Ihre Wahrnehmung in diesem Sinne hat hinreichend reale Gründe, um ihre bewußtseinsprägende Kraft nachvollziehen und nicht einfach als spätbürgerlichen Pessimismus abtun zu können, dessen ideologische Bedeutung sich vom proletarischen Klassenstandpunkt aus als bloß anti-sozialistisch ergäbe. Deshalb sind auch die erwähnten ideologischen Renaissance weniger als solche interessant, denn als Spiegelungen einer geschichtlich vollkommen neuen Bedrohungsqualität bei gleichzeitigem Schwund wahrnehmbarer Gegenkräfte. Die heutige Nietzsche-Rezeption etwa gilt kaum dem imperialistischen Irrationalisten, als den ihn Lukács einst verbuchte. Nietzsches Angriff auf die bürgerliche Moral und seine Verachtung lebensfremder Wissenschaft werden nicht als Kahlschlag für eine heroische Zukunft, als Zerstörung für den »Übergang« zu ihr begriffen wie von ihm selbst; seine Verheißung, nach ihm erst werde jene »große Politik« beginnen, deren Kündiger er sei, ist verweltet und Zarathustras Geste wirkt lächerlich; nicht einmal seine zirkuläre Geschichtsauffassung interessiert, denn wenn sie zwar kein gutes Ende verspricht, so doch die ewige Wiederkehr auch von weniger Schlechtem. Er fasziniert vielmehr als Desillusionist von Fortschrittsglauben und als Untergangsdagnostiker der Zivilisation. Das tragende Element der Zeitstimmung — keineswegs bloß der intellektuellen — ist nämlich nicht, wie im letzten Fin-de-siècle, ein Selbstzweifel bürgerlicher Kultur an der Zukunft ihrer Ideale, gepaart mit

abenteuerlicher Suche nach neuen. Ihr Kern ist Abgesang, Auflösung, nicht mehr Jahrhundertende, sondern Zeitenende: *Zukunftslosigkeit* — und ein komplementäres Insistieren auf privater Gestaltung verbleibender Lebensfrist. So modisch dies sein mag, es geht in Mode nicht auf.

Inwiefern aber betrifft das die Marxsche Theorie? Vielmehr: Ist sie überhaupt betroffen, kann sie es sein? Wenn sie als Einheit analytischer, diagnostischer und prognostischer Einsichten je einleuchtend war, müßte sie es dann nicht immer noch sein? Hat in der geschichtlichen Entwicklung seit Marx eine substantielle Veränderung stattgefunden, die von seiner Theorie nicht mehr begriffen werden könnte? Natürlich nicht. Aber dies zu verneinen heißt nicht, die Betroffenheit der Theorie nicht dennoch bejahen zu können; es gäbe sonst kein Problem ihrer heutigen Aneignung.

Wenn aber überhaupt, so wäre, scheint es, die Marxsche Theorie nicht in ihren internen Argumentationsfolgen, sondern an jener *optimistischen Aura* lädiert, die sie stets umgab und nun dem allgemeinen Pessimismus anheim fällt. Allerdings gingen soziale Faszination und politische Motivationskraft der Theorie wesentlich von dieser Aura aus. Beruhten sie auf Mißverständnissen? War die Aura der Theorie äußerlich? Der marxistische Theoretiker müßte sich dann nicht angesprochen fühlen. Aber hat diese Aura nicht doch auch in der Theorie selbst ein Fundament? Die politische Macht des Marxismus nährte sich ja stets auch aus dem wissenschaftlich dubiosen Grunde einer scheinbar analytisch gewährleisteten *Garantieerklärung* auf befreite Menschheitszukunft. Die konstatierte, realgeschichtlich verursachte Erosion geschichtsperspektivischer Evidenz des Marxismus schlug demnach *dann* auf den Binnenzusammenhang der Theorie selbst zurück, wenn sie Garantien betraf, die diese nahelegte. Der Ausdruck »Krise des Marxismus« würde eben dies dann auch auf die Theorie bezogen meinen, und die Ökonomismus/Klassenreduktionismus-Vorwürfe würden, hilflos zwar, *enttäuschte Gewißheit* artikulieren.

Nun spricht die Theorie solche Garantien nirgends aus. Die Klassiker haben derlei Interpretationen sogar ausdrücklich abgewiesen, die Stellen sind zurhand. Daß sie solche Zurückweisungen für nötig hielten, verweist freilich auf gegenteilige Deutungsmöglichkeiten. Autoren beherrschen ja nicht die Schicksale ihrer Produktion; können sie selbst nicht mehr sprechen, so ist den Erben die Exegese aufgegeben. Kontexte müssen Äußerungen korrigieren, die, herausgehoben und für sich genommen, konträr Gemeintes zu belegen scheinen. Der frühe, der Hegelschen Geistphilosophie noch nicht entwachsene Marx wird vom späteren und späten teils ein-, teils mehrsinnig korrigiert. Der Beitrag von Engels will als eigener und als vermittelnder berücksichtigt sein. Kurz: Weil die marxistische Theorie in *diesem* Punkte notwendig jeder anderen gleicht, daß sie eine *Genese* hat, kann sie nicht von kompakter Eindeutigkeit sein. Ihr Rezipient wird notwendig zum Interpret, und auch wer aus guten Gründen meinen darf, die Klassiker aus der Substanz ihrer reifen Einsichten zu begreifen, kann doch den Zirkeln nicht entgehen, die die Schrecken und das Geschäft zugleich des Hermeneutikers sind.

Als Marxist befindet sich aber bereits in der Defensive, wer die Haltung des Schriftgelehrten einnimmt. Bekanntlich wurde die Marxsche Theorie entwickelt, um der Handlungsperspektive des Proletariats die wissen-

schaftliche Grundlage zu geben und damit in ihr selbst zu wirken. Diese Motivation bestimmt das interne Leben der Theorie. Sie ist wesentlich Theorie der Realbedingungen der sozialistischen Revolution, die die klassengesellschaftliche »Vorgeschichte« der Menschheit beendet, und sie begreift sich selbst als Bewußtseinsmoment dieses objektiven Prozesses. Daran hat sie sich und ist sie gebunden, und alle Einsichten, die ihr auch unabhängig davon zu verdanken sind, gravitieren doch zu diesem Zentrum. Damit aber schließt der weit über das theoretische Korpus des Werkes hinausgehende, umfassende Sinn des Begriffs Marxismus ein, daß die Theorie vom Schicksal der Wirkungen berührt sein muß, die sie intendierte, indem sie deren sozialen Triebkräften Ausdruck geben wollte.

Eben das ganz Neuartige der Marxschen Theorie, in der Geschichte des Gesellschaftsbewußtseins, über die reale Bewegungsmacht einer maßgeblichen sozialen Kraft in einem unmittelbar praktischen Sinne selbst Moment der historisch-politischen Wirklichkeit zu sein, begründet auch das Novum einer *theoretischen Ambivalenz*, die sich nicht allein aus einer üblichen, werkgenetisch bedingten Mehrdeutigkeit speist; gerade diese fungiert hier vielmehr als Arsenal einer interpretativen Flexibilität, die *praktisch* gefordert ist. Die Beschwörung der Einheit von Theorie und Praxis kann ja nur allenfalls zeitweilig verdecken, daß die Argumentations- und Begründungszwänge der Theorie nicht identisch sind mit den Nötigungen der Praxisrealität. Die theoretische Ambivalenz liefert der Praxis ihren Bedarf an Deutungsspielraum, der freilich überdehnt werden kann — sonst wäre die Marxsche Theorie inhaltsleer. Geschieht das aber, so zeigt sich darin ein praktisches Dilemma, das in der theoretischen Ambivalenz nicht mehr aufzulösen ist: Folge ist der Evidenzverlust der Theorie selbst.

Die Gewißheit einer geschichtsimmanenten Telosrealisation hat die Rezeption der Marxschen Theorie in der Arbeiterbewegung vielfältig prägend bestimmt. Sie erschien geradezu als die wesentliche Botschaft der Theorie und war das, was von ihr wirklich aufgenommen wurde. Wohl wußte man von Marx, daß die Geschichte selbst nichts tut und Idealismus wäre, derlei anzunehmen. Aber man durfte sich als lebendigen Ausdruck eines gesetzmäßig verlaufenden geschichtlichen Prozesses begreifen, der sich im Maße des eigenen Einsatzes verwirklicht. Als Vertretung der treibenden Produktivkräfte war man, eherner Geschichtslogik folgend, beauftragt, die hemmenden Produktionsverhältnisse zu »sprengen«. In einer Stufenfolge klassengesellschaftlicher Produktionsweisen, als die die Geschichte durchschaut war, galt es, die grandiose Aufgabe zu vollstrecken, deren letzte zur allerletzten »aufzuheben«. Im Widerspruch von Kapital und Arbeit den gesellschaftlich produktiven Pol verkörpernd, durfte man der unausweichlichen »Expropriation der Expropriateure« zuarbeiten und, soweit die eigene Aktivität dieses Ziel nicht näher zu bringen schien, wenigstens auf den tendenziellen Fall der Profitrate bauen. Als Basis war einem die als unvermeidlich erkannte Umwälzung des Überbaus aufgegeben, und diese Notwendigkeit verschmolz zugleich mit der Freiheit, die eigenen Hoffnungen und Wünsche dem allgemeinen Geschichtsgang implantiert sehen zu dürfen. Selbst schrille Dissonanzen zwischen dieser gewußten Notwendigkeit und der empirischen Erfahrung durften als Reflexe der Dialektik von Wesen und Erscheinung gelten, noch das erwartungswidrigste Phänomen ließ

sich auf das erwiesene Wesen geschichtlichen Voranschreitens okulieren. Freilich konnte die Dialektik *verraten* werden, das Wesen an die Erscheinungen; wer ihr aber treu blieb, hatte in ihr die Sicherheit letztendlichen Erfolgs. Die von Rosa Luxemburg betonte Alternative der Barbarei bestätigte das Telos nur durch die Drohung, die Menschheit habe schreckliche Folgen zu gewärtigen, wenn sie es verfehlt.

Gegen derlei einschlächtiges Theorieverständnis mag sich der Marx-Gelehrte noch so sehr verwahren: Es trug zu der historischen Kraft, die als Marxismus gefeiert wie gefürchtet ward, entscheidend bei und hatte Anhaltspunkte in der Theorie selbst. Bekanntlich hat dieses *teleologische* oder *eschatologische* Verständnis der Geschichte, das die Theorie zu fundieren schien, in der Arbeiterbewegung vorantreibende wie retardierende Wirkungen gezeitigt, aktivistische wie quietistische Haltungen gefördert. Je nach historischer Konstellation und gesellschaftlichem Kontext gingen Aktivitätsschübe von ihm aus und Lethargie. Man kann den Revisionismus als einen Versuch begreifen, dieser Ambivalenz zu entrinnen; indem er dabei die Theorie selbst verwarf, vergab er freilich deren Einsichtschancen an praktische Blindheit. Dem hat Lenin im Jahre 1913 mit dem Satz begegnen wollen: »Die Marxsche Lehre ist allmächtig, weil sie wahr ist«. Im historischen Kontext dessen, was er bekämpfte, mochte dieser Satz — wenn er denn im Deutschen wiedergibt, was russisch gemeint war — *politisch* sinnvoll sein; wird er heute als Parole benutzt, so tritt nurmehr seine theoretische Fragwürdigkeit hervor: Wer den Marxismus für eine *Geschichtsphilosophie* hohler Garantien, einen Ersatz für Theodizee hält, findet sich bestätigt. Dagegen ist »für einen geschichtlichen Umgang mit Marx« zu plädieren (Holz/Sandkühler).

Bürgerliche Marx-Kritik hat stets gern »Geschichtsphilosophie« zum Wesen der Marxschen Theorie erklärt, um ihren wissenschaftlichen Anspruch zu destruieren. Bei Marx sei, so hat etwa Karl Löwith diese Deutungsfigur bündig gefaßt, die säkularisierte Eschatologie einer »Weltgeschichte als Heilsgeschehen« im Sinne eines messianischen Judentums entworfen. Karl Popper gesteht eine wissenschaftliche Seite des »janusköpfigen« Marx zu, um den »falschen Propheten«, dem diese geopfert werde, um so greller beleuchten zu können. Enttäuschte, die sich als Marxisten verstanden, z. B. Gorz, greifen jetzt auf solche Muster zurück oder erfinden sie neu. Hatten sie vordem jede geschichtsteleologische Implikation der Marxschen Theorie vehement gegen bürgerliche Behauptungen geleugnet, so bestätigen sie damit nunmehr, daß sie ihnen immer schon die bestimmende war: Sie hatten heimlich an sie *geglaubt*, und wo der Glaube erlischt, entsteht allerdings der Renegat.

Die geschichtsphilosophischen Orientierungen, die vom deutschen Idealismus her ideengeschichtlich in die Ausgangslage und in die Ausgangsfragen der Marxschen Theorie eingegangen sind, wurden im Verlauf ihrer wissenschaftlichen Entwicklung abgestreift, aber die Zeichen dieses Überwindungsprozesses blieben natürlich in der Textgestalt des Werkes erhalten. Zum geschichtlichen Umgang mit Marx gehört daher, ganz in seinem eigenen materialistischen Sinne, vor allem auch das Verständnis seiner Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft in ihrer *Genese*. Die Arbeiterbewegung, der ihre Erkenntnisse dienen sollten und einzig nützlich sein konn-

ten, war dazu kaum in der Lage. Die sozialpsychischen und politischen Zwänge, denen eine reale gesellschaftliche Bewegung unterliegt, lassen es vielleicht nicht zu, eine Theorie der Geschichte, die ihre Perspektiven klären hilft, anders wahrzunehmen denn als Verwirklichungsgarantie ihrer Intentionen. Diese ungemein wichtige Frage kann hier nicht näher bedacht werden; jedenfalls wurden die Entstehungsmerkmale der Theorie in ihrer Rezeptionsgeschichte zu ihren Erkennungsmerkmalen.

Das Problem der heutigen Aneignung der Marxschen Theorie besteht in der Notwendigkeit, beides zu trennen: ihr geschichtsteleologisches Element, das keinen Glauben mehr findet, von der wissenschaftlichen Theorie, die eines Glaubens nicht bedarf, sondern sich an der Realität zu bewähren hat. Es ist ein altes Problem, aber es tritt jetzt derart nackt zutage, daß es nicht mehr abweisbar ist. Der revolutionäre Skandal, den die Marxsche Theorie fürs »metaphysische Denken« des gesunden Menschenverstandes (Engels) bedeutet, war ja nie der teleologische Beweis eines kommunistischen Geschichtsziels, den sie zu führen schien. Er war und ist ihr *materialistisches* Substrat, das sich in einem Begriff von *Arbeit* ausdrückt, in dem die Erkenntnis von der *Naturbedingtheit* gesellschaftlicher Entwicklung und deren Gestaltungsspielräumen zusammengefaßt ist. Bürgerliche Gesellschaftstheorie, die Marx verstanden hat, läßt sich am Versuch erkennen, diesen Skandal zu revozieren. Er läuft stets auf Auflösung der »Basis« im »Überbau« hinaus. Bei Habermas finden diese Bemühungen eine aktuelle Gestalt: als Auflösung der Arbeit, die Marx als gesellschaftlichen Austauschprozeß (»Stoffwechsel«) zwischen Mensch und Natur begriff, in die »Interaktion« zwischen Menschen. Die Ironie ist dabei, daß sich dieser Versuch einer »Rekonstruktion« des historischen Materialismus gerade als Überwindung geschichtsphilosophischer Implikate der Marxschen Theorie vorstellt, als sei der historisch-materialistische Arbeitsbegriff der Fokus von Geschichtsmetaphysik und nicht vielmehr der Kern ihrer Zerstörung durch Wissenschaft.

»Nachdem wir uns mit Marx nicht aus der Vorgeschichte befreien konnten, haben wir uns die Nach-Geschichte verordnet« (Michael Braun in der TAZ vom 28.1.84). Kein unsympathischer Satz, die Zeitstimmung ist getroffen. Wieder aber wird der Subjektivität des Meinens angelastet, was objektive Gründe hat. Zudem wird ja gegenwärtig gar nicht die Marxsche Theorie preisgegeben, vielmehr werden es die geschichtsteleologischen Illusionen, die sich während der marxologischen Nachgeburt der Studentenrevolte wieder oder noch einmal an sie knüpften. Erneut hatten sich Idealisten der Theorie angenommen, und wenn sie nun von ihr Abschied nehmen, so sind sie sich selbst doch nicht untreu geworden. Vorwürfe sind gegenstandslos, die Mode von heute und die von gestern sind gleichberechtigte Möglichkeiten desselben Bewußtseins. Dieses Bewußtsein andererseits als »bürgerlich« abzutun, kann wenig besagen, wo alternative Elemente eines proletarischen empirisch kaum nachweisbar sind.

Wer an der Marxschen Theorie festhält, hat sie — sofern er nicht ein überfällig Gläubiger ist — immer schon anders verstanden oder anders zu verstehen gelernt, nämlich als einen Komplex analytischer Einsichten *ohne* Versprechungen, und er besitzt allerdings die Hartnäckigkeit, für richtig Erkanntes zu bewahren, solange es nicht unabweisbar widerlegt ist. Wie

sollte er angesichts der Weltlage darauf kommen, diesen Fall für die Marxsche Theorie eingetroffen zu sehen? Daß sie keine Lehre vom geschichtlichen Finale ist, weiß er. Gerade darin versteht er sich als Marxist, daß er die Geschichte weder für bürgerlich beendet, noch aber auch für kommunistisch prädestiniert halten kann. Die Marxsche Theorie erweist die *Möglichkeit* des Sozialismus unter Realbedingungen, die inzwischen reichlich gegeben sind. Der Marxist trägt erkennend und praktisch dazu bei, diese Möglichkeit wahrscheinlich werden zu lassen. Zwischen ihrer weltweiten und erst damit wirklichen Realisierung und der Barbarei — gesetzt wir wüßten, jenseits unserer Phobien, diesen Zustand objektiv zu bestimmen —, wenn nicht der Selbstvernichtung der Menschheit liegt ein Spielraum gesellschaftlicher Entwicklungsvarianten jenseits der Beliebigkeit wie der Determination. Indem der Marxist die Konturen dieses Spielraums mit den analytischen Mitteln seiner Theorie zu erhellen sucht, weiß er, daß die Geschichte *offen* ist.

Der vorliegende Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags über »Probleme der Entstehung und der heutigen Aneignung der Marxschen Theorie« anläßlich der 4. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe materialistische Dialektik am 3.3.1984 in Wuppertal.

vive la différence

Die »majestätische Gleichheit des Gesetzes, das Reichen wie Armen verbietet, unter Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen... Diese Revolution...errichtet im Namen der Gleichheit das Reich der Reichen«, so beschreibt Anatole France (Die rote Lilie, 1899) die Wolfsgesetze der Democracy unter Vernachlässigung des Mittelstands. Nicht so »Die Zeit« am 16.12.83:

Kapitalismus in Reinkultur kann man in Hongkong studieren: Gigantischer Reichtum (Statussymbol Rolls-Royce) neben bitterer Armut der Squatters, die in selbstgezimerten Bruchbuden hausen. Weder Super-Millionäre noch Arme bedrückt das Schicksalsjahr 1997: Die einen können ihr Glück woanders machen, die anderen haben nichts zu verlieren. Ungewisß ist die Zukunft für die übrigen fünf Millionen Chinesen: Wird Peking ihnen RECHTSSTAAT und FREIHEIT belassen?

Hinter dem Rücken der Avantgarde

Wenn man so genau wüßte, wo hinten und wo vorne ist. 1983 brachten *Kursbuch* und *Freibeuter* bereits je ein Heft zum Konservatismus heraus. Und das Thema hat weiterhin Konjunktur. Die jüngste Ausgabe des *Monat neue Folge* (291) untersucht gleich rund um die Welt: »Was heißt konservativ heute?«

Eine bemerkenswerte Versammlung wirklicher, neuer und mächtiger konservativer ist angetreten zum Beweis, daß diese Lebenshaltung allein Zukunft haben kann. »Die Fortschrittspartei kann sich von der entmündigenden Dynamik nicht lösen. So waren es die Neokonservativen, die etwas sehr Naheliegendes formulierten: es stimmt etwas nicht mit der großen Maschine, die Abhängigkeit auf der einen und schleichende Marginalisierung auf der anderen Seite produziert.« Thomas Schmid hat das (*Freibeuter* 18) mitgeteilt und der »Christdemokratie« reichlich Chancen zugesprochen. Wenn sie den wahrhaft konservativen Weg einschlägt, »hat sie den Vorteil, eine tatsächlich konkrete Utopie anbieten zu können. Es könnte dem geläuterten Konservatismus gelingen, die Fortschrittspartei links zu überholen.«

Was dem einen seine Eule, ist dem anderen seine Nachtigall. Im *Kursbuch* (73) fanden sich ähnliche, in ihrer begrifflichen Bedeutung aber entgegengesetzte Elogen. »Der strukturelle Konservatismus als Ausgangsbasis ist das politische Schicksal aller entwickelten Industrieländer« (Hans-Jürgen Puhle). Ist für Thomas Schmid der Konservatismus die richtige Antwort auf das Versagen, mit immer mehr Staatseingriffen das soziale System zu steuern, und darum so erfreulich, so meint Puhle, Konservatismus sei gerade das Resultat einer solchen steuernd bürokratischen Politik. Sie fördere die Neigung konservativer Status-quo-Bewahrung.

Dichter an der Sache war da Helmut Dubiel im *Freibeuter*, der in der Ähnlichkeit der Fragen sowohl »Neokonservativer« als auch »undogmatischer Linker« nicht eine Nähe gesellschaftstheoretischer Erklärungsmodelle erkennt. Im Gegenteil: »Durch die Konzentration auf die gemeinsamen Probleme entwickelt sich der politische Konflikt viel mehr erst in seiner vollen Schärfe.«

Das Bedauerliche ist, daß die eine Seite eben das nicht sieht, stattdessen, ihre Fragen bei Konservativen wiederentdeckend, sich selbst in solche verwandeln möchte. Wenn es nur daran läge, daß die Wörter konservativ und gebildet häufig miteinander verwechselt werden. Es liegt aber an der Ratlosigkeit, was erreicht, was bewahrt, was verteidigt und was verändert werden soll.

In der *DVZ/tat* (27.7.) schreibt Fritz Noll, die Querelen in Kohls Kabinett seien würdelos und »das Porträt einer immer mehr heruntergekommenen bürgerlichen politischen Kultur«. In den letzten Ausgaben des *Merkur* beklagt Karl Heinz Bohrer, »daß nunmehr zwischen Sektvertretern und Staatsvertretern keine symbolische Distanz mehr deutlich wird«, beansprucht für seine Kritik aber, sie als Ergebnis »klassenspezifischer, sozusagen elitärer Erkenntnis« zu verstehen. Bohrsers Betrachtungen sind interessant, weil sie sich der Birne von der rechten Seite zuwenden, auf der die Empörung über dergleichen Würdeverluste verständlich ist.

Drei Typen der herrschenden Politik interessieren ihn, Die Unschuld vom Lande (*Merkur* 425), Die Zombies (*Merkur* 426) und — demnächst zu lesen, Die guten Hirten. »Mit der Unschuld vom Lande tritt erstmals eine Generation auf, die unabhängig von ihrer notorischen Unbeflecktheit an

keinen öffentlichen Stilbegriff mehr gebunden ist«, ein Typ, der ausschließlich mit und in seiner Funktion lebt, der kleinbürgerliche Angestellte. Ihr Repräsentant ist Kohl.

Der typische Zombie, Bohrer denkt dabei an Genscher, Lueg und Dregger, teilt die Unschuld, rangiert aber eine Stufe tiefer. Von ihm ist »nicht erkennbar, wie er wurde, was er ist und warum und zu welchem Ende er das macht, was er macht«.

Was Bohrer nicht ausspricht, was sich aber aus den Defiziten der Beschriebenen als gewünschte Figur herausbildet, ist die rechte, konservative Persönlichkeit. In ihrem Gestus dichtete Gottfried Benn: »Meinen Sie, aus Habana, / weiß und hibiskusrot, / brähe ein ewiges Manna / für Ihre Wüstennot?«

Die Lockungen dieser Gestikulationen sind offenbar stark. Das Autorenensemble, das Bohrer trotz seiner nicht-zurückhaltenden Pose im *Merkur* einbringt, spricht dafür. Hier trifft man auch wieder Thomas Schmid, der beim *Freibeuter* zuhause ist, mit der Erkenntnis, wahre Wirklichkeit sei »ein diesseitiger und fröhlicher Positivismus.« »Die Abkehr von der Dialektik muß keineswegs im Zynismus enden. Eher umgekehrt: Erst nach deren Verabschiedung gibt der Hang zur Teilnahme Sinn.« So ist es. Und das hat den Dialektiker Engels bewogen, dem gesunden Menschenverstand außerhalb seiner hausbackenen vier Wände nicht über den Weg zu trauen.

Die Sehnsucht nach Konservatismus oder nach Biedermännertum, das sich dafür hält, nach Damen und Herren, allenfalls man/frau, aber um Gottes willen nicht mehr nach Genossinnen und Genossen, bringt auf der Seite der Persönlichkeit nur zum Ausdruck, was politisch erwünscht und erträumt wird, Identität. Jenseits jeder Idee von Klassenantagonismen raunt es durch die Zeitschriften — Europa ohne Supermächte, Deutschland, meine Heimat.

Karl Markus Michel (*Kursbuch* 76) hat eine amüsierende Stammtischbetrachtung darüber angestellt und konnte sich den Ernst doch nicht verkneifen: »Die Frage ist einfach die, ob wir die Wiedervereinigung wollen oder nicht«.

Bei ihren »neuesten Bußzeremonien« — und so schreiten sie auf den Konservatismus zu, Lothar Beier bemerkt es an den Zänkereien der Schriftsteller im VS — verwechseln sie »Herzleid mit dem Schicksal der Menschheit« (*Freibeuter* 20).

Es ist ihnen jetzt schon angesagt, und auch das im eigenen Namen, daß diese Wendungen ihnen Ärger nicht ersparen werden. »Wer nicht im Bannkreis der deutschen Misere bleiben will, in jenem Spannungsbogen zwischen nationalistischem Rausch und der Katerstimmung des nationalen Nihilismus, der muß neu und anders beginnen, der muß vom ersten Augenblick an die für die nationale Befreiung notwendige Solidarisierung des eigenen Volkes aus der internationalistischen Solidarität der sich befreienden Völker entwickeln. Gegenüber diesem Maßstab sind viele der sich links fühlenden neuen Theoretiker der nationalen Frage nicht nur als 'gewogen und leicht befunden', als schwache Verbündete anzusehen, sondern als halbe Feinde, als Leute, die unbewußt und ungewollt sich der nationalen Emanzipation in den Weg stellen. Diese wird über sie hinweg und an ihnen vorbei gehen — und sich vielleicht auch gegen sie richten.« Heil X. Der Autor heißt Jürgen Ring und publiziert in einer Zeitschrift zusammen mit Petra Kelly, Peter Paul Zahl, Christian Sigrist und neben einem gestohlenen Nachdruck von Wolfgang Abendroth. Die Zeitschrift heißt *Debatte, für Ökologie und Sozialismus*. Und da mußten wir uns nun doch abgrenzen. Das Adjektiv unserer DEBATTE, düsseldorfer, wir wissen es auch, ist nicht sehr phantasievoll; Westfalia non cantat und Düsseldorf erst recht nicht. Aber zur Unterscheidung ist es immerhin dienlich. T.N.

Hans **Platschek**, geb. 1923, Maler und Publizist; 1981 Retrospektive im Nikolay, Kopenhagen. Im November erscheint als Suhrkamp-Taschenbuch 1139 »Über die Dummheit in der Malerei«. Gerd **Fuchs**, geb. 1932, Veröffentlichungen u. a.: Ein Mann fürs Leben, Erzählung, Autorendition 1978; Stunde Null, Roman, Autoren-edition 1981; Die Amis kommen, Rowohlt-Rotfuchs 1984. Michael **Springer**, Dr., geb. 1944, Physiker und Schriftsteller; Was morgen geschah, Roman, 1979; Bronnen, Roman, 1981; Hörspiele. Georg **Fülberth**, Dr., geb. 1939, Prof. für Politikwissenschaft; letzte Veröffentlichungen: Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik, PRV 1983; Konzeption und Praxis sozialdemokratischer Gemeindepolitik 1918-1933, 1984. Hermann P. **Piwitt**, geb. 1935, Schriftsteller, Publizist; zuletzt erschienen: Die Gärten im März, Roman, Rowohlt 1979; Deutschland — Versuch einer Heimkehr, Fischer-Taschenbuch. Karl **Pawek**, Dr., geb. 1945, Publizist, war an der Herausgabe verschiedener Zeitungen beteiligt. Franz Josef **Degenhardt**, Dr., geb. 1931, Schriftsteller, Musiker; letzte Veröffentlichungen: Die Mißhandlung, Roman 1979; Der Liedermacher, Roman, 1982 — beide Bertelsmann. Letzte Plattenaufnahmen: Der Wind hat sich gedreht im Lande, 1980; Du bist anders als die anderen, 1982; Lullaby zwischen den Kriegen, 1983 — alle bei Polydor — Deutsche Grammophon. Michael **Schneider**, Dr., geb. 1943, Schriftsteller und Publizist; letzte Veröffentlichungen: Das Spiegelkabinett, Novelle, 1980; Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder die melancholische Linke, Essays, 1981; Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom, Essays, Aphorismen und Polemiken, 1984. Maria **Vonderbank**, geb. 1948, Musikerin, Chorleiterin; Texte und Lieder. Ronald M. **Schernikau**, geb. 1960; Kleinstadt-novelle, Rotbuch-Verlag 1980; Petra. Ein Märchen, Mariannen-Presse 1984. Dieter **Süverkrüp**, geb. 1934, Grafiker und Liedermacher; Lied eines heiseren Kindes, 1983; Cassette Dieter Süverkrüp, 1984 — beide im Pläne-Verlag. Arnhelm **Neusüss**, Dr., geb. 1937, Prof. für Politikwissenschaft, Veröffentlichungen u. a.: Utopie. Begriff und Phänomen des Utopischen (Hrsg. u. Einleitung), Luchterhand Verlag 1968; Marxismus. Ein Grundriß der großen Methode, München 1981; Aufsätze und Beiträge, zuletzt: Politik und Gewalt. Skizze zum Begriff des Politischen mit besonderer Berücksichtigung Carl Schmitts, in: Konsequent, Sonderband 6, Berlin (West) 1984.

Vor fünfzig Jahren: Literatur im Widerstand



360 Seiten mit 8 Fotomontagen
von John Heartfield • 29,80 DM

Mit Texten von Martin Andersen-Nexö • Theodor Balk • Henri Barbusse • Max Braun • Bertolt Brecht • Margarete Buber-Neumann • Hermann Budziszlawski • Joseph Dunner • Ilya Ehrenburg • Hellmut v. Gerlach • Georg K. Glaser • Emil Julius Gumbel • Hans Habe • Prinz Max Karl zu Hohenlohe-Langenburg • Robert Jung • Alfred Kantorowicz • Alfred Kerr • Arthur Koestler • Hubertus Prinz zu Löwenstein • Golo Mann • Heinrich Mann • Klaus Mann • Thomas Mann • Ludwig Marcuse • Walter Mehring • Peter de Mendelssohn • Norbert Mühlen • Balder Olden • Rudolf Olden • Max Ophüls • Ernst Ottwalt • Erwin Piscator • Theodor Plivier • Gustav Regler • Karl Retzlav • Friedrich Ruell • William Schlamm • Leopold Schwarzschild • Manès Sperber • Kurt Tucholsky • Bruno Weil • Erich Weinert • Franz Carl Weiskopf • Friedrich Wolf • Hedda Zinner



**Verlag
J.H.W. Dietz Nachf.**

BESSERWISSE & WELTVERBESSERER

Konkret

Zwei Vorwürfe, die ebenso häufig wie willkommen sind. Besserwissen und weltverbessern ist penetrant und gilt der bürgerlichen Gesellschaftskritik als peinlich. **Peinlich** ist der Hochzeitsgast, der bei Generaldirektors in kurzen Hosen erscheint; **Peinlich** ist, wer im Szenelokal kein Küßchen gibt. **Peinlich** ist, was gegen Gepflogenheiten und Erwartungen eines Milieus verstößt. **Peinlich** ist, wer nicht mitspielt, wer den Spaß verdirbt, wer nein sagt, wo alle mit seinem Ja, wer ja sagt, wo alle mit seinem Nein rechnen durften. **Peinlich** ist, wer jetzt noch vom Frieden und vom Widerstand gegen die Stationierung der Pershing II spricht. **Peinlich** ist, wer die allerneuesten Problemfragen als alte Hüte identifiziert. **Peinlich** insbesondere ist, wer — in drei Marxens Namen — alles besser weiß und die Welt nach diesem Wissen verändern will. KONKRET ist peinlich und strebt danach, dieser Gesellschaft immer peinlicher zu werden. Wer's noch nicht weiß oder nicht glaubt, kann die nächsten zwei KONKRET-Hefte kostenlos anfordern und sich überzeugen (lassen).

Coupon ausfüllen und
einsenden an KONKRET-Service
Postfach 19 76 65,
2000 Hamburg 19

ANFORDERUNGS-COUPON

Gegen Einsendung dieses Coupons erhalten Sie kostenlos zwei Probehefte von KONKRET per Post frei Haus. Damit Sie sich ein Bild machen können.

Wenn Sie KONKRET dann regelmäßig lesen wollen — im anderen Fall schreiben Sie nach Erhalt des zweiten Heftes eine kurze Mitteilung an die Bestelladresse —, nehmen Sie unser Angebot an: Monatliche Lieferung frei Haus zum Jahresbezugspreis von 60 Mark (Ausland zzgl. Porto).

Bitte tragen Sie hier Ihre Anschrift ein:

Name, Anschrift _____
Straße _____
PLZ, Ort _____
Datum ☒ Unterschrift _____



Frauen am Theater



"Ihr Interesse an Friederike Roths 'Ritt auf die Wartburg' äußern die Kritiker reichlich unverblümt. Aus ihrem Blickwinkel geraten die Frauen des Stücks zu Witzfiguren, die während der Reise auch noch das dümmste männliche Vorurteil über Frauen bestätigen dürfen. Zu ihrer Legitimation berufen sie sich auf die Autorin, deren Absicht es offenbar war, 'Kritik an einer unreifen, mit leeren Sprachhüllen auftrumpfenden statt mit aktiver Selbstanalyse überzeugenden Frauenbewegung' zu üben."

(Aus Edith Wacks Analyse des Kritiker-Echos aus das 'Stück des Jahres 1983'; in TheaterZeitSchrift 9)



TheaterZeitSchrift widmet als erstes Fachperiodikum ein Schwerpunkt-Heft dem Thema 'Frauen am Theater'. Mit Beiträgen über die Arbeitsbedingungen von Frauen am Theater, über "vergessene" Dramatikerinnen, über den Stand der Diskussion über eine feministische Theaterästhetik, mit Berichten über die Inszenierungspraxis von Frauen. Und vielen anderen Aufsätzen. Auf 144 Seiten.

TheaterZeitSchrift: Wir liefern Diskurse über Theater. Viermal jährlich. "... eine Alternative zum schwatzhaften Feuilleton." (Einhart Klucke; in 'Eiserne Lerche')

TheaterZeitSchrift Heft 9: 'Frauen am Theater' - direkt bei TZS, Großbeerenstr. 13A, 1000 Berlin 61. Postkarte genügt (Versand gegen Rechnung). Preis: DM 8,-.

THEATER ZEIT SCHRIFT
LEIBHABER ZEIT VERLEIHE

Leser der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und vieler Regionalzeitungen kennen bereits Peter Maiwald.
»Seine Gedichte prägen sich ein durch ihre unverbrauchten Bilder, ihren rhythmischen Witz und den oft widerborstig gebrauchten Reim«, urteilte die Jury des Friedrich-Hölderlin-Preises.



Peter Maiwald
Balladen von Samstag auf Sonntag
Gedichte
104 Seiten
Format 11,5 x 18,7 cm
Gebunden
DM 18,-

DVA

Deutsche Verlags-Anstalt

D U S S E L D O R F E R
DEBATE
Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

2/84

Oktober

Michael Ben

Was verrät der Verrat

Notizen beim Lesen von Jorge Semprún

●

Franziska Wiethold

Die Bekömmlichkeit von Kröten

Der unentschiedene Kampf um die 35-Stunden-Woche

●

Karl Heinz Scherfling

Die Kunst zu Hause zu bleiben

Einrichtung in der Krise mit Musterring und Ikea

●

Peter Brokmeier-Lohfing

Das Prinzip Krieg und seine Gegenkräfte

Eine Annäherung an Clausewitz

●

Ralf Thenior

Monsieur Waldhelm + FANTasysTÜCK

●

außerdem Beiträge von Peter Maiwald, Thomas Neumann,
Hans Platschek, Helmut Ridder, Roman Ritter u. a.

Absender:

Mit Angabe Ihres Berufes und
Geburtsdatums können Sie uns zur
besseren Kenntnis unserer Leser
verhelfen:

An

DÜSSELDORFER
DEBATTE
Zeitschrift für Politik • Kunst • Wissenschaft

Karl-Anton-Straße 16

4000 Düsseldorf 1

Absender:

Mit Angabe Ihres Berufes und
Geburtsdatums können Sie uns zur
besseren Kenntnis unserer Leser
verhelfen:

An

DÜSSELDORFER
DEBATTE
Zeitschrift für Politik • Kunst • Wissenschaft

Karl-Anton-Straße 16

4000 Düsseldorf 1

Ich abonniere die **DÜSSELDORFER DEBATTE** und ermächtige Sie widerruflich, die fälligen Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. (Diese Vereinbarung kann innerhalb von zwei Wochen zurückgezogen werden. Danach ist das Abonnement mit dreimonatiger Frist zum jeweiligen Jahresende kündbar.)

Name: _____ Vorname: _____

Straße/Nr.: _____ Telefon: _____

PLZ/Wohnort: _____ Bankleitzahl: _____

Konto: _____ Geldinstitut: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Erscheinungsweise: monatlich, außer Juli/August, Einzelheftpreis 15,- DM, im Abo 12,- DM, jeweils plus Versandkosten.

Abbuchungen:

vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐

Förder-Abo zum doppelten Preis ☐

Das Abonnement soll ein Geschenk sein. Empfänger:

Ich bestelle ein Einzelheft gegen Rechnung ☐

Alle fragen sich, wer uns finanziert – Wir uns auch!

Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg, BLZ: 200 100 20

GbR P. Maiwald, M. v. Bentivegni

Ich abonniere die **DÜSSELDORFER DEBATTE** und ermächtige Sie widerruflich, die fälligen Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. (Diese Vereinbarung kann innerhalb von zwei Wochen zurückgezogen werden. Danach ist das Abonnement mit dreimonatiger Frist zum jeweiligen Jahresende kündbar.)

Name: _____ Vorname: _____

Straße/Nr.: _____ Telefon: _____

PLZ/Wohnort: _____ Bankleitzahl: _____

Konto: _____ Geldinstitut: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Erscheinungsweise: monatlich, außer Juli/August, Einzelheftpreis 15,- DM, im Abo 12,- DM, jeweils plus Versandkosten.

Abbuchungen:

vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐

Förder-Abo zum doppelten Preis ☐

Das Abonnement soll ein Geschenk sein. Empfänger:

Ich bestelle ein Einzelheft gegen Rechnung ☐

Alle fragen sich, wer uns finanziert – Wir uns auch!

Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg, BLZ: 200 100 20

GbR P. Maiwald, M. v. Bentivegni